D! Bltmz. Basel. F. XXXIII. 179/a.

Afrika (Nord-Afrika)

Ft.
o. 356/1.

Geogr.

Gregoir Busnots und John Windu's
Erzählungen ihrer Reisen in die Barbarei,

nebst

einer genauen Beschreibung

der Sitten, Gebräuche und Lebensart der Africaner

und

vielen Anekdoten

von den maroccanischen Kaisern, mit untermischten Beispielen ihrer Grausamkeiten.

Zwei Theile.

Aus dem Französischen und Englischen.

Erster Theil.

Leipzig,
bei Karl Franz Köhler. 1798.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

I.

P. Gregoir Busnot Reise zu dem berüchtigten Muley Ismael,

Kaiser von Marocco,
König von Fez, Tafilet, Suz und Taradunte.

Aus dem Französischen.

Vorbericht.

Gegenwärtige zwei Reisen zu dem grausamsten Barbaren, der je auf einem Throne saß, und der die Tiberiusse, Nerone, Karle, Philippe, Christiane, Hildebrande und Basilowitsche weit hinter sich zurückgelassen hat, hat der Uebersetzer der Vergessenheit zu entreißen gesucht, und übergiebt dieselben, als ein treues Gemählde der Greuelthaten dieses gekrönten Wütherichs, seinen Zeitgenossen, von denen die meisten zwar mit dem Namen dieses abscheulichen Bösewichts, aber nicht mit seinen Schandthaten bekannt seyn werden. Beiden Reisenden ist um desto eher Glauben beizumessen, da sie in den Hauptumständen gänzlich mit einander übereinkommen und sich auch zu sehr verschiedenen Zeiten in dem maroccanischen

Reiche aufgehalten haben. Denn P. Busnot reisete in Auftrag Ludwigs des Vierzehnten, oder vielmehr seines Ministers Pontchartrain, als Ranzionirer der französischen Sclaven in dem Jahre 1704 nach Miquenez, und John Windus als Secretair des wegen Friedensunterhandlungen nach Marocco abgeschickten englischen Gesandten Sir Karl Steward, im Jahre 1721.

Uebrigens hat sich der Uebersetzer bemüht, aus neuern Reisen in die barbarischen Staaten dasjenige zu ergänzen, was gegenwärtigen beiden Reisebeschreibungen in Rücksicht der genauern Nachrichten über das marroccanische Reich, seiner Bewohner, ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensart fehlet, und glaubt daher zu deren Vollständigkeit einiges beigetragen zu haben.

K. H . . . r.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Vergeblich gemachte Versuche, französische Sclaven aus der maroccanischen Sclaverei zu erlösen, Pater Felix reiset deshalb nach Marocco, sein Führer aber wird hingerichtet und er selbst ins Gefängniß geworfen. Ursache, warum die Sclavenranzionirung in Marocco schwer hält; Abreise des Verfassers, derselbe gehet zu Lande durch Spanien nach Cadix, das Schiff, auf welchem er befindlich, wird von den Seeräubern verfolgt, entkommt ihnen aber glücklich und landet in Salee. Audienz bei dem dortigen Gouverneur; Anekdote von einem portugiesischen Sclaven, der seines Glaubens halber lebendig verbrannt worden. Abreise nach Miquenez, Beschreibung des Landes und der Einwohner, die Gesandtschaft wird in den arabischen Dörfern gastfrei aufgenommen, Aberglaube der Araber wegen der Christen; Ankunft und Einzug in Miquenez; Ansicht des kaiserlichen Pallastes und der Stadt, nebst der Beschreibung des Innern derselben. Schilderung der kaiserlichen Minister, von denen der Verfasser bewillkommt wird. Character des Juden Maimotan, welcher einer der vorzüglichsten ist, und barbarische Hinrichtung seines Vaters, ein andrer Günstling, Alcaide Benache, wird von einem Sohne des Kaisers, um seine Reichthümer zu entdecken, barbarisch gepeiniget. Audienz bei dem Kaiser; Geschenke, die derselbe erhält, und deren Wirkung. Sonderbare List, durch welche zwei Scla-

ven ihre Freilassung bewirken; schlechter Character der Minister; Abreise des Verfassers mit den ranzionirten Sclaven, welche beinahe im Sturme untergehen.

Man hat sich seit langer Zeit wegen Erlösung der französischen Sclaven, die unter den schrecklichsten Bedrängnissen in den Ländern des Kaisers von Marocco seufzen, auf alle mögliche Art und Weise bemüht, aber alle deshalb getroffene Anstalten haben bis jetzt ihren Endzweck nicht erreicht. Im Jahre 1688 bemühten sich einige Patres mittelst der Mohren etliche dieser Elenden unter der Hand zu erkaufen, oder wenigstens ein Mittel ausfindig zu machen, etwas in dieser Sache auszurichten, ohne sich mit Muley Ismael, dem Beherrscher von Marocco, von dem sie sich keinen erträglichen Vergleich versprechen konnten, in öffentliche Verhandlungen einzulassen. Zu dem Ende reisete Pater Johann Felix von Cadix aus heimlich nach Marocco, wurde aber nicht lange nach seiner Ankunft entdeckt. Sein Führer, welcher ein Sclave war, kam auf eine schmerzvolle Art ums Leben, er selbst aber wurde gefesselt in ein unterirdisches Gefängniß geworfen und entkam dem Tode nur durch ein halbes Wunder.

Ludwig der Vierzehnte, der sehr vielen Antheil an dem traurigen Schicksal seiner in der Sclaverei schmachtenden Unterthanen nahm, schickte verschiede-

nemale den Herrn des Angers, de St. Amand und de St. Olon *) nach Marocco, gelangte aber doch immer nicht zu dem gehabten Endzwecke.

Unsre Bemühungen wegen Ranzionirung der Sclaven in andern Theilen der Barbarei sind immer besser als in dem maroccanischen Reiche von statten gegangen. Denn dort sind die Sclaven Eigenthum von Privatpersonen, mit denen eher ein Handel abzuschließen ist, weil sie ihrer, wenn sie alt oder krank sind, oder wenn sie sonst einen vortheilhaften Gewinn durch sie machen können, gern los sind. In den maroccanischen Staaten aber gehören sie alle dem Kaiser, der nicht viel nach ihrer Ranzion frägt, weil er sie zum Bauen und andern schweren Arbeiten besser als seine eigne Unterthanen brauchen kann. Dies ist eben das, was uns die größte Schwierigkeit macht. Wir müssen vor Muley Ismael erscheinen, mit dem wegen seines Geizes, Verschlagenheit und Wortbrüchigkeit kein Handel einzugehen ist, zu dem man auch nicht leicht Zutritt erhalten kann, wenn man denselben nicht durch große Summen von den ihm umgebenden mohrschen, arabischen und jüdischen kleinen Tyrannen erkauft.

Alle diese Schwierigkeiten brachten diese sehr gewünschte Sclavenlösung zu Marocco jederzeit ins

*) Letzterer, welcher im Jahre 1693 Ambassadeur am maroccanischen Hofe war, hat seine Reise dahin herausgegeben, der Uebersetzer aber hat sie aller angewandten Bemühungen ohngeachtet nicht zu Gesichte bekommen können.

Stocken, wir konnten den armen Sclaven auf ihre oft wiederholte schriftliche Vorstellung ihres Elendes keine andre Antwort geben, als daß wir unser Mitleiden und Schmerz über unser Unvermögen, ihnen zu helfen, bezeugten, und zur Linderung ihres betrübten Zustandes ihnen von Zeit zu Zeit einige Allmosengelder überschickten. Allein es war unmöglich länger ihrem wiederholten Flehen, und sollte es auch mit Gefahr unsers Lebens seyn, zu widerstehen. Einige Patres schrieben daher an die zu Salee wohnenden französischen Kaufleute, und baten sie, alles mögliche zu Ausfindigmachung eines Weges zu Muley Ismael aufzubieten, erfuhren aber bald von ihnen, daß man bloß durch große Geschenke an ihn kommen könne.

Etliche Sclaven, denen unsre Absicht bekannt worden war, wagten es jedoch, da sie die abschlägliche Antwort der zu Salee wohnhaften Kaufleute erfahren hatten, mit dem Kaiser selbst daraus zu sprechen. Sie lauerten auf eine günstige Gelegenheit, wenn Muley ihren Arbeiten zusah und guter Laune zu seyn schien. Zu solch einer glücklichen Stunde fielen sie ihm zu Füßen und gaben ihm zu verstehen: Alle ihre Brüder zu Tunis, Algier und Tripolis wären ranzionirt worden und sie wären von allen in Africa befindlichen Sclaven nur allein, diejenigen, denen dies Glück noch nicht zu Theil worden wäre, bäten ihn demnach, ihnen die nemliche Gnade zu erzeigen.

Der Kaiser hörte diesen Bitten mit Aufmerksamkeit zu und gab ihnen endlich zur Antwort: Schreibet euren Patres, sie könnten ohne Gefahr zu mir kommen und ich würde mit ihnen wegen euch in Unterhandlung treten. Sogleich benachrichtigten sie uns hiervon und meldeten uns noch: Muley Ismael habe dem Alcaide Haly, des Abdalla Sohn, welcher damals die Belagerung der spanischen Vestung Ceuta commandirte, diese Unterhandlungen aufgetragen, derselbe habe sich über diesen an ihn ergangenen Befehl sehr vergnügt bezeugt und ihnen befohlen in seinem Namen uns zu schreiben, daß wir auf seine Parole nach Africa kommen möchten und wir sollten versichert seyn, daß wir unsre Absicht nicht verfehlen würden. Zuletzt schrieben sie uns noch, daß wir für jeden Christen einen Sclaven und etwas Geld noch darüber mitbringen möchten. Da wir nun zu gleicher Zeit erfuhren, daß die Engländer und Holländer durch diesen Alcaide ihre Sclaven eingelöset hatten, so machte dieses uns Hoffnung, daß wir eben so glücklich in unsern Verrichtungen seyn würden.

Wir wendeten uns nun sogleich an den Staatsminister de Pontchartrain, welcher mit dem König über diesen Vorschlag zu sprechen angelobte, und dieser gab uns, nachdem ihm von dem Minister hierüber der Vortrag geschehen war, die Erlaubniß, so viel Mohren von den Galeeren zu nehmen, als wir

zur Auswechslung gegen französische Gefangene, zufolge des vom Alcaide den Sclaven gethanen Vorschlags, benöthigt wären.

Nach dieser erhaltenen Erlaubniß fertigte man uns die Pässe aus und schickte uns so schnell als möglich fort. Die Patres Mercenarii waren die ersten, welche 1704 den 13. Mai abreiseten, und wir folgten ihnen bald nach. Pater Torcy, Pater Liebe und ich reiseten über Land durch Spanien, weil unsre Wechselbriefe auf Madrit gestellt waren. Nachdem wir den Pater Torcy dort gelassen hatten, gingen wir den 5. Aug. von da ab, reiseten über Toledo, Cordua und Sevilien, und kamen gesund und wohlbehalten in Cadix an. Einige Beschwerlichkeiten hatten wir aber bei dieser kurzen Reise doch auszustehen, denn die Wege fanden wir allenthalben äusserst schlecht, mußten überdem bei Tage die drückendste Hitze ausstehen, und wenn wir uns des Nachts von den ausgestandenen Strapazen erholen wollten, mußten wir der vielen Räuber halben, die in diesem Lande aus Mangel guter Polizeianstalten in großer Menge anzutreffen sind, immer auf unsrer Hut seyn.

Wir hielten uns zu Cadix drei Monate lang auf, und lernten während unsers dortigen Aufenthalts die Schwierigkeiten immer näher kennen, mit denen wir in Betreff der Ranzionirung der Sclaven zu kämpfen haben würden. Die Eroberung Gibral-

tars durch die Alliirten fing unsre Absichten zu verrücken an, denn wir konnten nun nicht mehr hoffen nach Ceuta überzugehen und mit dem Alcaide Haly Verhandlungen anzufangen. Wir erfuhren auch, daß wir uns in unsrer Meinung, die Sclaven auf eben dem Fuß wie die Engländer und Holländer zu bekommen, sehr geirrt hatten, denn diese hatten ihre Absicht durch Ueberlassung einer Menge Gewehre und andrer Ammunition zu erreichen gewußt, welche Art zu handeln aber sich für uns nicht schickte. Dessen ungeachtet erhielten wir von unsern Gefangenen zu Miquenez Briefe über Briefe; denn weil sich, je näher wir anrückten, ihre Hoffnung und Ungeduld je länger je mehr verdoppelte, so schilderten sie uns ihre Leiden in den lebhaftesten Gemählden, und gaben uns zu verstehen, daß der Kaiser noch die nemlichen guten Gesinnungen wegen ihrer Ranzion wie vorher hege.

Wir beschlossen demnach unsre Reise weiter fortzusetzen, und begaben uns auf ein Schiff nach Salee, weil der Weg nach Ceuta abgeschnitten war. Der Schiffer Senequier bot uns seine Pinke unentgeltlich an, welche Gefälligkeit wir auch mit dem größten Danke annahmen. Den 1. Nov. 1704 gingen wir also mit einem ziemlich guten, aber starken Wind unter Segel. Gleich den andern Tag jagten uns etliche feindliche Caper nach; indem wir nun durch Beisetzung aller Segel ihnen zu entwischen suchten,

ließen sich zwei andere von eben dem Gelichter gerade vor uns sehen, und wir geriethen also recht mitten unter sie. Wir fanden daher zu Entgehung dieser Gefahr fürs rathsamste längst der Küste von Africa bei Arzola hinzulaufen, und dieses glückte uns auch, denn sie verließen uns nicht lange darauf, da sie zumal zwei andere Schiffe erblickten, bei denen sie ihrem Vermuthen nach eine beßre Beute zu machen glaubten. Nachdem wir dieser Gefahr entgangen waren, brachte uns ein günstiger Wind in wenig Stunden über die Sandbank vor Salee in den Hafen hinein und wurden hier von Herrn Fabron, Secretair des Consulats, der die Stelle des nach Larache verreiseten Consuls der französischen Nation, Herrn Perillie, vertrat, recht wohl empfangen. Hierbei muß ich die uns von den spanischen Franciscaner Mönchen und allen französisch, englisch und holländischen Kaufleuten erwiesene Höflichkeit mit dankbarem Herzen rühmen. Sie nahmen uns mit der größten Freundlichkeit und Dienstfertigkeit auf, und stritten unter einander, wer von ihnen diese Zeit über uns bewirthen solle. Den folgenden Tag führte uns der Secretair zu dem Alcaide, Achmet Sidy, Gouverneur von Salee, der den vorigen Tag unsre Bagage hatte visitiren lassen. Er empfing uns in einem kleinen, mit Schiffmatten fein bezogenem Zimmer und erhielt von uns vier Stück bretagnische Leinewand und etliche silberne Barbierzeuge zum Geschenk.

Während wir von Miquenez, der Residenz Muley Ismaels, wohin wir unsre Ankunft durch einen Eilboten hatten melden lassen, Verhaltungsbefehle erwarteten, erkundigten wir uns bei den Kaufleuten nach dem Character der Nation, unter der wir uns jetzt befanden, besonders der Personen, durch die wir unsre Geschäfte besorgen lassen wollten. Als wir eines Tages in den Straßen von Salee herumwanderten, zeigte man uns einen jungen Portugiesen, der vor wenig Tagen seinen Glauben verändert hatte; auch erzählte man uns hierbei folgende merkwürdige Anekdote von einem neapolitanischen Schiffer. Dieser hatte die mahometanische Religion mit der christlichen vertauscht, hierüber aber nachher eine große Reue empfunden, und um dafür zu büßen, sich bei dem Gouverneur eines wichtigen Verbrechens angeklagt. Der Märtyrertod wurde ihm auch bald zu Theil, denn er wurde lebendig verbrannt, nachdem ihm vorher ein als Sclave verkleideter Missionär ins geheim die Absolution und das Nachtmahl gereicht hatte.

Bald darauf erhielten wir von Miquenez durch drei Sclaven, die zu unsern Führern bestimmt waren, die Erlaubniß dahin zu kommen. Wir begaben uns demnach den 16. Nov. unter Begleitung einer Wache von drei Mohren, eines Offiziers und eines maroccanischen Capitains auf den Weg, und gelangten erst den 19. (indem es von Salee drei starke Ta-

gereisen sind) zu Miquenez an. Die Gegenden dahin waren sehr abwechselnd; bald reisten wir über ebne Felder, bald erblickten wir um und neben uns die angenehmsten Thäler mit anmuthigen Hügeln und kleinen Wäldern untermischt. Die Bäume hingen voll wohlschmeckender Früchte, und die Cultur könnte in diesem Erdstrich weit größer seyn, wenn ihn eine andre Nation als die faulen Mohren bewohnte. Auf diese Art leben die Bewohner dieses von der Natur so sehr gesegneten Landes in der äussersten Armuth und Dürftigkeit. Die Nächte brachten wir allezeit in den Aduars, welches Dörfer mit elenden, aus Schilf erbauten Häusern sind, zu. Jedes derselben steht unter einem Scheich oder Aufseher, der uns des Nachts wider die Räuber, Löwen und Tiger bewachen ließ. Früh fragte uns allemal ein solcher Scheich, ehe wir aufbrachen, ob wir auch etwas vermißten? Denn derselbe muß für allen Diebstahl in oder um seinem Dorfe bei Verlust seines Lebens haften. Auf diese Art hat Muley Ismael das Reisen in seinem Gebiete unter der treulosesten und geizigsten Nation von der Welt sicher gemacht. Diese armen Araber sandten uns durch ihre ganz nackten Kinder (denn sie lassen sie bis ins neunte und zehnte Jahr so laufen) Eier, Milchspeisen und Früchte in sehr wohlfeilen Preisen. Wenn wir uns aus ihrem Dorfe entfernten, verbrennten sie Zweige von weißen Weidenbäumen mit dem Laube, und machten ein großes Geschrei dazu, zum Zeichen,

daß sie nun den Ort, wo sich Christen befunden hatten, und den sie für entweihet hielten, wieder reinigen wollten. Doch findet man diesen Aberglauben nur bei dem gemeinen Pöbel des Landes. Nach einem von dem Grafen von Toulouse über die englisch-holländische Flotte bei Malaga erhaltenen Siege untersagten die Alcaides der Seeplätze allen Mahometanern, keine Fische zu essen, weil sie von der getödteten Christen Fleisch und Blut gefressen haben könnten.

Wir rüsteten uns nun zum Einzug in Miquenez in einem mit Ulmen besetzten Dorfe, vier deutsche Meilen von der Stadt, welches meist von spanischen Christensclaven bewohnt wird, die die Küche des Alcassava oder Schlosses alle Tage mit nöthigem Brennholze versehen müssen. Bald darauf erhielten wir durch den Consul Perillie Nachricht, daß er auf dem Wege uns entgegen zu kommen wäre. Etwa eine deutsche Meile von der Stadt bekamen wir die zweite Nachricht, und begegnete uns hier ein Haufen Gefangener nebst zwei spanischen Geistlichen, welche uns sehr zärtlich umarmten und uns Erfrischungen anboten, die wir auch bei der Quelle Dar Sultan, wo wir still lagen, verzehrten. Nachdem wir eine Viertelmeile weiter vorgerückt waren, begegneten wir dem Consul und zogen in seiner Gesellschaft in Miquenez ein.

Bei unsrer Annäherung kam mir die Stadt, wegen der Menge Häuser, über die die Mosqueen

hervorragten, und der vielen mit den schönsten Fruchtbäumen geschmückten Gärten, weit ansehnlicher und größer vor, als ich sie hernach späterhin befand. Linker Hand liegt das Alcassava oder der kaiserliche Pallast, der in der Ferne einen prächtigen Prospect gab. Die Größe seines Umfangs, seine weißen hohen Mauern, die Menge mit glänzenden Ziegeln bedeckter hoher Thürme, nebst den Spitzen etlicher Mosqueen brachten uns anfangs sehr gute Ideen davon bei, bei dessen näherer Besichtigung fanden wir uns aber sehr getäuscht. Ihn genauer zu beschreiben, wäre unnütz, denn der unbeständige Character des Kaisers giebt ihm fast alle Jahre eine andre Gestalt. Die Sclaven versicherten mich, daß wenn einer denselben nach einer Entfernung von zehn Jahren wieder zu sehen bekäme, er ihn gar nicht mehr kennen würde, so groß wären die Veränderungen, die dieser Fürst mit demselben, bloß um seine unruhigen Unterthanen und christlichen Gefangenen durch beständige harte Arbeit zu beschäftigen und zu quälen, vornähme.

Miquenez ist nicht allzu groß, und ich kann wohl von dieser elenden Residenz mit Recht sagen, daß sie sich besser von außen als von innen besehen läßt. Seit die Alcaides und die Großen des Reichs gemerkt haben, daß, sobald sie ein ihrem Stande und Reichthum gemäßes Gebäude angelegt, der Kaiser es ihnen abgezwacket, ist kein ansehnliches Haus

mehr aufgebauet worden; denn bloß der Name eines ansehnlichen Vermögens, den sie sich durch einen solchen Bau zuwege gebracht, ist für ihr Leben gefährlich gewesen. Die Straßen sind nicht gepflastert, daher man bei trockner Witterung fast ersticken und bei schlechter bis über die Knöchel im Koth waten muß. Die erste, in die wir kamen, war die Judenstadt; hier waren die Gassen am weitesten, auch sahen wir offne Kramläden mit allerhand ausgelegten Waaren in derselben. Die ganze übrige Stadt besteht aber nur aus kleinen engen Gäßchen zwischen zwei Mauern, die hier und da eine Oeffnung haben, und in denselben trifft man bloß arme Handwerksleute und Obstverkäufer an, auch haben die Häuser gegen die Straßen hinaus keine Fenster und sind meistentheils oben platt. Eine Menge Häuser sahen wir hier in Trümmern liegen, denn der Kaiser läßt sie, wenn es ihm einfällt, niederreißen, und können sie auch die Einwohner nicht wieder aufbauen, ja nicht einmal ausbessern, weil sich Muley Ismael seit einigen Jahren aller Kalköfen bemächtiget hat.

Dies ist die Ursache, warum man soviel Häuser von Schilf und Rohr außerhalb der Stadt antrifft, so daß man diese Hütten für eine Vorstadt ansehen kann, die aber in kurzem die Stadt an Größe übertreffen wird. Das Volk ist sehr arm und seufzt unter den unerschwinglichen Auflagen. Man sagt, Muley habe seit seiner Thronbesteigung niemals in diese

Vorstadt kommen wollen, damit er von diesen Auflagen nicht etwas nachlassen müsse.

Es war Abends 6 Uhr, als wir in die Stadt einzogen. Als wir bei dem Alcassava vorbeipassirten, bewillkommten uns zwei Minister des Kaisers, Benache und Andalous, in seinem Namen sehr freundlich, versicherten uns, daß unsre Ankunft ihrem Fürsten sehr angenehm sey und daß wir uns seiner Gnade und Schutzes zu versichern hätten. Dies schützte uns aber doch nicht vor den Beschimpfungen und Verfolgungen des gemeinen Pöbels und der Knaben auf der Straße.

Unsre Wohnung bekamen wir in der Judenstadt, und wurden in derselben von dem Pater Prior der Recollecten, nebst zweien seiner Ordensbrüder und einer Menge Gefangnen, welche theils aus Betrübniß über ihren elenden Zustand, theils aus Freude über ihre nahe Erlösung weinten, besucht. Hier lebten wir wie vornehme Gefangne gleichsam eingeschlossen, denn man wendete vor, es sey, bevor wir nicht beim Kaiser Audienz gehabt, unanständig jemand anders vorher zu besuchen. Doch fanden sich seine Hofbedienten fleißig bei uns ein, wir mußten uns aber, ihres unhöflichen Betragens halber, wegen ihnen sehr in Acht nehmen.

Der Vornehmste war unter ihnen Abraham Maimotan, Haupt der jüdischen Nation und Günst-

ling des Kaisers, der einigermaßen seinem Vater Joseph Maimotan seine Krone zu verdanken hatte, denn dieser ließ ihm die erste Nachricht von des vorigen Kaisers Muley Archy Tod durch einen Eilboten zukommen. Es schien dies nemlich dem Joseph Maimotan eine erwünschte Gelegenheit zu seyn, seine Nation in diesem Reiche emporzubringen. Daher ging er in der größten Schnelligkeit zu dem Muley Ismael und gab ihm den Rath nach Fez zu eilen und sich dort für den Nachfolger auf Muley Archys Thron ausrufen zu lassen, ehe ihm noch ein andrer Scherif zuvorkäme. Anfangs schien sich der Kaiser lange hierüber zu besinnen, als ihm aber der Jude dringend anlag, und ihm die große Macht, die ihm dadurch zu Theil würde, im glänzenden Lichte vorstellte, auch ihn mit einer großen Summe Geldes, zu Erkaufung der Statthalter, zu unterstützen versprach, zauderte er nicht länger mehr, und führte diesen Plan so gut aus, daß er bald darauf zum ungestörten Besitz des Reiches gelangte.

Dieser ihm von dem Juden erwiesene große Dienst, forderte nun von seiner Seite dankbare Erkenntlichkeit, allein diese war bei dem schmutzig geizigen Barbaren nicht anzutreffen. Joseph Maimotan erinnerte ihn nicht ehe an die Bezahlung der ihm vorgeschossenen Gelder, als bis er im völligen Genuß seiner Herrschaft war; allein dieser Undankbare dachte nie an die Bezahlung, sondern suchte nur ein

Mittel ausfindig zu machen, auf eine gute Manier von dieser Schuldforderung loszukommen. Er stellte daher einen Schwarzen an, diesen Juden auf eine solche Art zu tödten, daß niemand merkte, daß es auf seinen Befehl geschehen sey. Der Schwarze setzte sich sofort zu Pferde, und spornte dasselbe, sobald er den Joseph Maimotan auf der Straße erblickte, auf ihn dergestalt an, daß man glauben sollte, er könne es wegen seiner Wildheit nicht bezwingen, ritt ihn hierauf übern Haufen, und hörte nicht eher damit auf, als bis er sich von seinem Tode völlig versichert hatte, sodann retirirte er sich, unter dem Scheine, als wenn er des Kaisers Zorn entgehen wolle, an einen sogenannten heiligen Ort.

Wie Abraham Maimotan den schrecklichen Tod seines Vaters erfahren hatte, warf er sich dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn um Bestrafung des Mörders seines Vaters an. Muley Ismael nahm eine mitleidige Miene an, bezeugte seine große Betrübniß über diesen Tod, versicherte ihm, der Getödtete sey ihm sehr lieb gewesen, und er würde den Schwarzen, wenn er dies mit Vorsatz gethan hätte, mit den grausamsten Strafen belegen lassen, allein da man ihm hinterbracht hätte, daß dieser Tod ein blosser Zufall, mithin Bestimmung Gottes gewesen wäre, so könne er diesem in seine weisen Absichten nicht eingreifen. Er möchte sich also zufrieden geben, denn er solle die hinterlassenen Güter seines Vaters erhal-

ten und demselben in seiner Gnade bei ihm nachfolgen. Dies machte den Juden, durch seines Vaters Beispiel gewarnt, klug und vorsichtig, er ward bald dessen erster Günstling, bekam die Stelle eines Obereinnehmers der Garames oder des jährlichen Kopfgeldes der Juden, und wurde zum Oberaufseher des Alcassava und des kaiserlichen Hofstaats gemacht, auch wurde er nebst seiner ganzen Familie und Sclaven aus der kaiserlichen Küche gespeiset.

Dieser Favorit macht äußerlich eine sehr schlechte Figur, ist aber ein verschmitzter feiner Kopf. Er besitzt viel Menschenkenntniß und spielt den Uneigennützigen und Großmüthigen im höchsten Grade, könnte auch den Christen sehr große Dienste thun, wenn sie bei ihm gut angeschrieben wären, und wenn die That allezeit mit seinen Worten übereinkäme. Bei unsrer Ankunft in der Judenstadt machte er uns die angenehmsten Versprechungen, sagte uns auch, wie er vom Kaiser Befehl habe, uns die ganze Zeit unsers Aufenthalts in seinem Reiche eben so frei zu halten, wie es unser König mit dem Alcaide Benache während seiner Gesandtschaft in Frankreich gethan hätte, allein wir mußten ihm bei unsrer Abreise alles bis auf das letzte Ei sogar bezahlen.

Die mitgebrachten Geschenke besichtigte er in der Gesellschaft eines spanischen Renegaten, Namens Andalous, vormals Laureano. Dieser Mann, von

Profession ein Wundarzt, hatte sich durch etliche glücklich angeschlagene Curen in die Gunst des Kaisers zu setzen gewußt, und er war es auch werth, dessen Günstling zu seyn. Denn sein Gesicht hat viele Züge von Unmenschlichkeit, sein Herz ist niederträchtig und sein ganzes Betragen grob und gewissenlos, dabei ist er auch ein großer Feind der Christen. Denn er antwortete einmal seinen Landsleuten, als diese ihn baten, den Christen günstig zu seyn, weil er ja selbst einer gewesen wäre: »Weil ich dem Meister abgesagt habe, bekümmre ich mich um dessen Jünger weiter nicht mehr.«

Was den dritten Günstling des Kaisers, den Alcaide Benache, der als Ambassadeur nach Frankreich geschickt wurde, betrifft, so steht dieser im Rufe, als wenn er unsägliche Schätze mit aus diesem Lande gebracht habe, gerieth auch schon dieserhalb einmal in Lebensgefahr. Denn als der Kaiser wider Algier zu Felde zog, bekam einer von dessen Söhnen, Muley Assed, zu diesen Reichthümern Lust, schickte deswegen jemanden zu ihm, der ihm unter dem Vorwande, als hätte er von diesem Prinzen übel gesprochen, fünfhundert Stockschläge geben mußte, und als der Alcaide noch nicht merkte, worauf es angesehen war, ließ er ihn gar auf die Folter, Namens Sab..t, spannen. Dieses ist ein eiserner Ring, inwendig voller Zapfen, welcher durch ein paar Schrauben auf- und zugehet, denselben legte man

ihm ums Haupt, und schraubte ihn etlichemal zusammen, daß der Kopf davon auflief und allenthalben das Blut herunterfloß. Des Alcaide Ehefrau, welche des Scherifs Absichten so gut als er selbst merkte, bat ihren Mann inständig, sich durch Anerbieten einer Summe Geldes von dieser schrecklichen Pein zu befreien, auch redeten verschiedne, die sich für seine Freunde ausgaben, aber dabei mit seinem Peiniger im Einverständnisse waren, ihm auf den nemlichen Schlag unter dem Vorwande des Mitleidens über die ihm angethane Martern zu. Er als der schmutzigste Geizhals ließ sich aber immerhin foltern, so daß er etlichemal in Ohnmacht sank und unter diesen schrecklichen Quaalen fast verschmachtete. Endlich bewilligte er aber doch fünfhundert Pfund Silber für sein Leben zu geben, und kam auf diese Art wieder los. Dieser Minister muß von Muleys grausamer Laune am meisten ausstehen, denn er wird nicht allein mit Worten, sondern auch mit tüchtigen Schlägen aufs schlimmste von ihm tractirt.

Mit dergleichen saubern Unterhändlern hatten wir nun zu thun. Unsre Furcht verdoppelte sich, je mehr wir mit ihrem sclavischen niederträchtigen Character bekannt wurden. Unter dieser Zeit und ehe wir zur Audienz gelangten, kamen alle Tage Christensclaven zu uns, von denen wir bei jedem Besuche neue Nachrichten ihres schrecklichen und von dem rohesten Gemüthe zu bemitleidenden Zustandes erfuh-

ren, davon ich in der Folge die deutlichsten Belege dazu geben werde.

Endlich schickte Benache einen französischen Sclaven, Germain Cavelier aus Honfleur, mit der Nachricht zu uns, daß wir bei dem Kaiser, wenn er aus der Moschee käme, zur Audienz gelangen sollten. Benache, Andalous und Rondoni Gaillard, ein französischer Renegat, holten uns des Nachmittags ab. Wir gingen Paar und Paar, zwölf Sclaven trugen unsre Geschenke, und wir erreichten bald den offenen Platz vor dem Alcassava oder Schlosse, wo der Kaiser bereits zugegen war. Er saß auf dem bloßen Erdboden, mit über einander gelegten nackten Beinen, an denen gelbe Pantoffeln staken. Sein Kleid und Turban waren weiß, das Kinn bedeckte er mit seinem Oberkleide. Um ihn herum stånd eine Leibwache von zwanzig bis dreißig Schwarzen mit Säbeln und langen Feuerröhren, einige hundert stellten sich zwar, wie die Audienz halb geendigt war, ein, mußten aber gleich wieder abmarschiren. Hinter ihm standen zwei schwarze kleine Knaben, deren einer ihm einen Sonnenschirm über den Kopf hielt. Am Schloßthore war ein Pferd an einer mit rothen Vorhängen versehenen Calesche angeschirrt, und weiterhin standen viele gesattelte Pferde. Ein Talbe oder Gesetzlehrer saß vor ihm auf den Fersen, hatte das Gesicht gegen ihn gerichtet und ein Buch unter dem Arm, auf beiden Seiten standen sieben bis acht

Alcaides barfüßig und ohne Turban. Ohngefähr zwanzig Schritte vom Kaiser bückten wir uns dreimal bis auf die Erde, rückten aber immer näher, bis etwa zehn Schritte an ihn, worauf wir gleich dem Benache und Andalous aufrecht und mit bloßem Haupte still standen. Wir hatten unsre Ordenshabite angezogen und wurden zuerst mit einem Gruße von dem Kaiser bewillkommt, auch bedeutet, daß es ihm sehr lieb wäre, uns bei sich zu sehen.

Er rühmte unsern Eifer und Liebe, die uns zu einer so weiten Reise, um unsrer Brüder uns anzunehmen, getrieben hätten; brach hierauf in ein weitläuftiges Lob des Königs von Frankreich aus, dessen große Thaten und gnädige Aufnahme sein Gesandter, Benache, nicht genug hätte rühmen können, und beschloß seine Rede mit der Erhebung seines großen Propheten und dessen Gesetzes, welches wir gleichfalls annehmen möchten, damit wir Heilige würden, er beföhle uns aber dieses nicht etwa, sondern ermahne uns nur dazu, damit er dieserhalb nichts bei Gott zu verantworten hätte.

Andalous verdolmetschte uns seine Rede und wir ließen ihn durch den Pater Borson auf spanisch antworten: Wir hätten die Ehre einem Monarchen zu gehören, der unter die größten Fürsten des Erdbodens zu setzen sey; uns wäre der Weg, Heilige zu werden, völlig bekannt, deswegen kämen wir, den

christlichen Grundsätzen gemäß, so weit hieher, um unsre Glaubensbrüder zu ranzioniren, und Ihro Majestät um gnädige Beförderung hierbei zu ersuchen. Dies versprach er uns auch mit wenigen Worten und entließ uns nach einer halbstündigen Audienz. Die Geschenke, die wir hinterließen, bestanden in einigen kostbaren seidnen Zeugen, feiner bretagnischer Leinewand und silbernen mit Gold eingelegten Barbierzeugen. Ueber die seidnen Zeuge hatte er eine solche Freude, daß er sich noch den nemlichen Tag ein Camisol von grüner Farbe machen ließ, welche bei den Mahometanern für die anständigste und angenehmste gehalten wird.

Wir beschenkten auch unsre Führer und die Minister und wurden von ihnen öfters besucht. Bald machten sie uns unsrer Angelegenheiten halber die besten Hoffnungen, bald versicherten sie uns aber, daß unsern Absichten noch die größten Schwierigkeiten im Wege stünden. Das Ende eines jeglichen Besuchs war die Erpressung etlicher neuer Geschenke. In dieser Ungewißheit hielten sie uns bis den 23. November hin; endlich kam Benache und Maimotan zu uns und brachten den Andalous als Dolmetscher mit. Nach einem kurzen Eingang von seines Herrn, des Kaisers, Hochachtung und Ehrerbietung gegen unsern König und gnädigen Gesinnungen gegen uns bestand sein Vortrag hauptsächlich darin, daß der Kaiser ein feierliches Gelübde gethan hätte, keinen

einzigen Christensclaven um Geld wegzugeben, es wäre uns daher nur ein einziger Weg hierbei übrig, nemlich: dieselben gegen die auf den französischen Galeeren befindlichen Mohren auszuwechseln, denn sonst ließe sich der Kaiser in keinen andern Vergleich ein.

Wir antworteten, wir wären damit zufrieden, Mann gegen Mann umzutauschen, und hofften, daß es unser König genehmigen würde. Allein den folgenden Tag kamen sie beide wieder und forderten drei Mohren für einen Christen, denn dies war des Kaisers endlicher Schluß. Dies Anerbieten machte uns sehr bestürzt, wir gingen deshalb zu dem französischen Consul und berathschlagten uns mit ihm und den Kaufleuten von unsrer Nation, was bei dieser bedenklichen Sache vorzunehmen sey. Unser Schluß fiel endlich dahin aus: Man sollte für einen Christen zwei Mohren bieten. Dies berichteten wir hierauf diesen Ministern, baten sie, uns in diesem Handel beizustehen, und versprachen ihnen, um sie noch mehr auf unsre Seite zu bringen, für jeden französischen Sclaven hundert Franken oder dreißig Reichsthaler zu geben, wenn er unter obigen Vorschlägen durch ihre Hülfe seine Freiheit erhielte.

Dies Anerbieten fand aber bei ihnen kein Gehör und der Kaiser schien immer weiter von einem endlichen Beschluß sich zu entfernen. Die Minister such-

ten nur immer mehr Geschenke von uns zu erzwingen, verlangten auch endlich für die Sultaninnen im Seraglio welche. Zuletzt forderte Muley Ismael auf Eingeben einer seiner Creaturen, des Alcaide Haly, sechs Mohren für einen Christen, ließ uns auch zugleich durch denselben bedeuten, einige von uns dieses Vorschlags halber nach Frankreich zu schicken, da die andern unterdessen zu Salee auf Antwort warten könnten. Jedoch sollten unsre ihm gemachten Geschenke nicht unvergolten bleiben, er wolle dafür zwölf französische Sclaven frei geben, die Benache und Andalous aus den ältesten und kränklichsten aussuchen und uns überliefern sollten.

Bei Bekanntwerdung dieser Nachricht gaben die Sclaven sich die erdenklichste Mühe, um unter dieser kleinen Anzahl zu seyn. Einige krümmten und bückten sich, um viel älter zu scheinen als sie waren, andre wieder gaben sich für viel kränker aus, als es sich in der That befand. Etliche drohten ihren Aufsehern, wie sie sahen, daß sie unter der bestimmten Anzahl nicht mit begriffen waren, daß sie entfliehen wollten, da dann ihre Bewacher für sie bezahlen müßten, andre wieder boten unter der Hand Geld, weil sie wußten, daß dies bei den Barbaren die beste Wirkung that. Benache ging bei dieser Wahl sehr partheiisch zu Werke, wer ihm das meiste bot, mußte am wenigsten zur Arbeit tüchtig seyn. Hier kann ich nicht umhin, einen schönen Zug von Gutherzig-

keit des Germain Cavelier von Honfleur zu erzählen. Dieser wußte sehr wohl, daß ihn der Kaiser wegen seiner Geschicklichkeit und Leibesstärke nicht losgeben würde, beschloß daher, einem andern an seiner Stelle zur Freiheit zu verhelfen. Er ging daher zu einem gewissen Robert du Pras von Rouen, der erst fünf und dreißig Jahr alt war und schon fünf Jahr als Sclave in Miquenez bei den kaiserlichen Kalköfen gearbeitet hatte. Dieser hatte einst über der Arbeit einen Schaden an seinem Fuße bekommen, und den Einfall gehabt, sich darüber lahm zu stellen, welche Verstellung ihm aber manche tausend Stockschläge verursacht hatte, denn des Kaisers Söhne, die bei Zeiten ihres Vaters Fußtapfen nachzufolgen angeführt werden, hatten manchmal ihre Lust gehabt, ihn durch Wegnehmung seines Stocks zu Falle zu bringen, wobei sie so lange zuschlugen, bis sie müde waren, nur damit sie ihn ohne Stock wieder aufstehen und davon laufen sehen wollten. Zu diesem du Pras ging also Cavelier, nahm ihn mit sich und stellte ihm öffentlich den Benache als einen unbrauchbaren hinkenden Sclaven vor, daher dieser ohne Verdacht der Bestechung nicht ausweichen konnte und den du Pras mit annehmen mußte.

Wie nun die zwölf Sclaven ausgelesen und in dem kaiserlichen Schlosse aufgestellt wurden, erschien Muley Ismael, und sagte, als er sahe, daß es lauter contracte schwächliche Leute waren: Ihr seyd

alle mit einander armselige Hunde! fragte auch einen nebenstehenden Hofbedienten, was er davon dächte? welcher ihm Recht gab, und seinen Ausspruch bejahete, daß es lauter arme elende Bestien wären. Man schrieb ihre Namen sogleich auf, und drückte, um alle Austauschungen zu verhüten, das kaiserliche Siegel darunter.

Jean Ladire von St. Valery erhielt seine Freiheit durch Drohungen. Denn er sagte dem Sclavenwärter ins Gesicht, es würde ihm noch wohl erinnerlich seyn, daß er schon zweimal geflüchtet und dadurch ihn in Lebensgefahr gebracht hätte, das drittemal zu entfliehen, wäre ihm gar nicht schwer, daher werde er am besten thun, wenn er seinen Kopf nicht verlieren wollte, daß er ihn losgäbe. Diese Drohungen waren auch von dem erwünschtesten Erfolg, denn ehe dieser wegen Ladire's dritter Flucht sein Leben riskirte, gab er sich alle Mühe, um seiner los zu werden.

Auf diese Art wurden uns die Sclaven überliefert. Von diesem Augenblicke an eilten wir aus diesem Reiche mit ihnen wegzukommen, weil wir ihretwegen täglich neuen Unannehmlichkeiten ausgesetzt waren. Diese hatten wir nicht etwa von den Sclaven allein, die unter der Anzahl der Losgekommenen waren, auszustehen, sondern mehr noch von den Ministern, deren unersättlicher Geiz lange noch

nicht befriedigt war. Benache, der sich am meisten beleidigt anstellte, wollte sich ohne ein Geschenk von zweihundert Thalern gar nicht zufrieden geben. Des Juden Maimotan Edelmuth nahm, wie ich schon bereits erzählt habe, auch ein kahles Ende, denn wir mußten ihm alle Eßwaaren, die wir während unsers Aufenthalts in Miquenez aus der kaiserlichen Küche erhalten hatten, und von denen er uns versicherte, der Kaiser habe uns dies aus sonderbarer Gnade zugestanden, aufs theuerste bezahlen.

Ueberdies konnten wir das unaufhörliche und trostlose Winseln der zurückbleibenden Gefangenen, denen wir so wenig Hoffnung wegen der ihnen gethanen Versprechungen, auf ihre Freiheit bedacht zu seyn, machen konnten, länger nicht mehr aushalten. Wir mußten uns aus ihren schmerzlichen Umarmungen und von ihren weinenden Gesichtern entfernen, und in eben dem Aufzug, wie wir angekommen waren, jedoch mit leichterem Beutel und schlimmern Aussichten, wieder abreisen. Sobald wir Salee erreicht hatten, trafen wir in aller Eile die besten Anstalten unsre Erlöseten nach Frankreich zu schicken, damit nicht ein unglücklicher Zufall, die in diesen Ländern eben nicht selten sind, sie in ihre vorige elende Sclaverei stürzen möchte.

Die Patres Forsau und Toeri übernahmen deren Ueberbringung nach Frankreich und den Bericht

wegen der Ranzionirung unsrer Sclaven, nebst des Kaisers von Marocco gegenseitiger Erklärung. Sie begaben sich den 20. December 1704 in aller Eil an Bord, und wären beinahe beim Auslaufen über die Bar oder Sandbank vor Salee durch die stoßenden Wellen gestrandet, daher sie wieder nach dem Hafen zurückzukehren gezwungen waren. Wie nun die Mohren bei dieser Gelegenheit sahen, daß die ranzionirten Sclaven, um der Todesgefahr zu entgehen, aus aller Macht ruderten und arbeiteten, fingen sie zu murren an, und sagten: Dies wären keine untüchtigen Leute. Daher erlaubten wir ihnen nicht ans Land zu kommen, weil man sie etwa hätte anhalten und ihnen Verdrüßlichkeiten verursachen können. Den folgenden Morgen gingen sie wieder unter Segel und hatten bis auf die Höhe von Belle-Isle eine glückliche Fahrt. Dort aber konnten sie beinahe durch einen schrecklichen Sturm im Angesicht des Hafens untergehen. Sie verloren ihre Anker, Segel und beide kleine Masten, trieben auch gegen die Klippen Ouac und Hudiq an, doch kamen sie noch davon ab, indem sich der Wind plötzlich änderte und sie am Ausfluß der Loire ans Land warf. Nach einigen gethanen Nothschüssen erretteten sie noch zu rechter Zeit einige Böte von Pambeuf, so daß kein einziger Mann davon umkam.

Unserm Versprechen gemäß wollten wir als Geißeln in Salee zurückbleiben, bekamen aber zwei

Tage nach Abreise der Sclaven vom Kaiser Befehl, nach Cadix zu gehen, um desto geschwinder die Antwort vom französischen Hofe ins Maroccanische überzusenden.

Vor unserm Aufbruch begruben wir einen der Ranzionirten, der Krankheits halber seine Unglücks-cameraden auf ihrer Reise nicht hatte begleiten können. Er hieß Peter Beloni von Marsegne, war achtzig Jahr alt und hatte in diesen Mörderhöhlen sechs und zwanzig Jahr lang als Sclave geschmachtet. Er war ehemals das Schrecken der Seeräuber gewesen, und der Kaiser Muley Ismael hatte sogar auf seinen Kopf dreitausend Thaler geboten, daher man die an diesem braven Mann deshalb verübten Barbareien und Mißhandlungen leicht sich denken kann.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Muley Ismaels Herkunft, sein anfängliches Privatleben, sein äußerliches Ansehen, sonderbare Naturtalente, Character, dessen barbarische Behandlnng der Unterthanen, Furcht derselben vor ihm, sein schmutziger Geiz und Anekdoten hiervon. Alcaides scharfe und blutige Polizei, Gelderpressungen, sonderbares Verfahren gegen die Juden, um Geld von ihnen zu erhalten, Beispiele von Muleys Geistesgegenwart und Verschlagenheit in den mißlichsten

Umständen, dessen Scheinheiligkeit und deren Bewegungsgründe, Anekdoten von seinem blutdürstigen Character, dessen Serail, grausame Mißhandlungen seiner Weiber, dessen Favoritinnen und Familie, schlechte Erziehung seiner Söhne und deren nachtheilige Folgen. Sein Marstall, grausame Bestrafung der Pferdewärter, sein Thiergarten, Kampf der Sclaven mit den reißenden Thieren, Erzählung einer sonderbaren List, durch welche ein Christensclave der augenscheinlichen Todesgefahr im Kampf mit einer Löwin entgangen ist, Lebensgefahr, in die der Kaiser einst selbst mit einer Löwin gerathen, lächerliche Todesstrafe einer Katze.

Muley Ismael, jetziger Kaiser von Marocco, ist ein Sohn Muley Sherifs, Königs von Tafilet, und ein leiblicher Bruder des in der Geschichte bekannten Muley Archys, der die Königreiche Fez, Marocco und Suz bezwungen, mit dem Königreiche Tafilet vereiniget und so zu einem Kaiserthume erhoben hat. Er nennet sich einen Prinz des hohen Stammes Achem, aus dem Geschlecht Hassom, welches von Mahomet durch seine Tochter Fatime abstammte. Man sagt, sein Vater habe in einem Kriege mit Sidy Omar, Prinzen von Illac, die Schlacht verloren und sey gefangen worden. Weil er nun in seiner Gefangenschaft Langeweile gehabt, habe er seinen Ueberwinder gebeten, ihm zur Zeitverkürzung eine Sclavin zu lassen, und dieser habe ihm denn mehr aus Verachtung als aus Mitleid eine der allerhäßlichsten Schwarzen, die man nur hatte antreffen können, zu seiner Ge-

sellschafterin und Beischläferin gegeben, mit dieser habe er aber dem ungeachtet die zwei Sherifs, Muley Archy und Muley Ismael, erzeuget, daher sie auch von der braunrothen Race sind.

So lange Muley Archy lebte, hielt sich Muley Ismael als eine bloße Privatperson zu Miquenez, welches damals nur ein Castell, zwölf deutsche Meilen von Fez war, auf. Dort baute er das Land und trieb einen kleinen Handel. Daher gefiel ihm dieser Ort dergestalt, daß er ihn zur Hauptstadt seines Reichs und zu seiner Residenz bei Antritt seiner Regierung machte.

Durch die Gewalt der Waffen gelangte er zum Throne, denn er überwand Muley Archys Söhne, die sich um das Reich stritten, in verschiedenen Treffen, und ließ alles umbringen, was sich ihm zu widersetzen wagte. Jetzt ist er ungefähr achtzig Jahr alt und seit 1672 an der Regierung. Seine Statur ist mittelmäßig, das Gesicht etwas länglicht und hager, der Bart zweizackicht und ganz weiß, die Farbe der Haut braunschwarz, mit weißen Flecken an der Nase, seine Augen funkeln und seine Stimme ist derb und nachdrücklich. Dem äußerlichen Ansehen nach hat das hohe Alter weder seine Herzhaftigkeit, noch Stärke und Gewandtheit geschwächt. Er springt über alles, wo er nur die Hände auflegen kann, hinüber, und einer seiner gewöhnlichen Zeitvertreibe ist,

mit einem Sprung das Pferd zu besteigen, den Säbel herauszuziehen und dem Sclaven, der ihm den Steigbügel hält, den Kopf abzuschlagen. Er verändert öfters seine Gesichtsfarbe, je nachdem eine Leidenschaft bei ihm die Oberhand behält. Die Freude macht ihn etwas weißer als gewöhnlich, der Zorn aber, dem er sich öfters ganz überläßt, macht ihn schwärzer, und seine Augen sehen alsdann blutroth aus. Wenn er ausgeht, trägt er ein Tuch über dem Kopf, welches sein Gesicht bis unter die Augen bedeckt. Seine Kleider, die er des Tags wohl dreimal verändert, bestehen in einem Hemde mit weiten Aermeln, welche er bis an die Achseln zurückstreift, so daß man die nackten Arme sehen kann, ferner trägt er auch zum öftern einen Castan, seine Lieblingskleidung aber ist ein mit Franzen besetzter Mantel, nebst einer großen Kappe, an deren Ende eine Menge Sammtquasten hängen. Seine gute oder üble Laune kann man an der Farbe seiner Kleider eben so gut wie an der seines Gesichts erkennen. Grün ist seine Leibfarbe und für diejenigen ein gutes Zeichen, die um diese Zeit mit ihm zu thun haben, trägt er aber gelb, so zittert jedermann und meidet seine Person, weil dies eben seine Farbe ist, wenn er eine blutige Verrichtung vor hat.

Er besitzt viel Geistesgegenwart und Menschenkenntniß, seine Antworten sind kurz und voll Energie, und sein Scharfsinn ist zu bewundern. In Wi-

derwärtigkeiten ist er standhaft und entschlossen, der Gefahr beugt er klüglich vor, ist aber dabei so mißtrauisch, daß er auch seine treuesten Leute auf den ersten Argwohn niedersäbelt.

Seine Regierung ist mehr als despotisch, seine Unterthanen behandelt er alle wie Sclaven, nennt sich einen unumschränkten Beherrscher über ihre Leiber und Güter, und hält sich für befugt, dieselben bloß zum Zeitvertreib umzubringen und seinen tyrannischen Einfällen aufzuopfern. Um seine Geschicklichkeit zu zeigen, haut er ihnen die Köpfe vom Rumpfe, zwingt sie, auch um seine Gewalt sehen zu lassen, sich von hohen Felsen herabzustürzen.

Er will bloß gefürchtet, nicht geliebt seyn, und dieses hat er auch vollkommen bewerkstelliget. Jedermann scheuet seine Gegenwart, und alles, was von ihm kömmt, setzet jedermann in Schrecken. Bloß einige wenige schwarze Sclaven, die er zur Ueberbringung seiner Befehle und Einnahme der Auflagen braucht, bringen alle Oerter, wo sie hinkommen, in Furcht und Zittern. Ihre bloße Gegenwart jagt die Leute aus dem Wege, und die Mohren lassen sich von ihnen schlagen, geißeln und ihre Kinder und Vieh ohne den geringsten Widerstand wegnehmen. Auf diese Art läßt der Kaiser durch drei oder vier Schwarze die Kopfsteuer nebst andern Auflagen erheben, was den Algierern mit zehn bis

zwölftausend Mann schwer fällt. Die Ursache ist, weil er niemanden schont. Er strafet barbarisch hart, und läßt öfters ganze Dörfer und Oerter nebst ihren Bewohnern vertilgen und verbrennen, bloß wegen eines Einzigen, der wegen Nichtbefolgung seiner Befehle angeklagt worden. So ging es den Einwohnern von Mellonis und Oulai in Zara, als welche er sämmtlich niederhauen lassen.

Er ist ungemein geldgierig, und sinnet Tag und Nacht nach, wie er nur große Schätze häufen könne. Zu diesem Endzweck erpreßt er von seinen Unterthanen unmäßige Summen, und beraubt sie aller ihrer Habseligkeiten, giebt auch nichts davon wieder heraus, denn seine Familie muß von den Juden ernährt werden, und die Armee muß auf eigne Kosten, ohne den geringsten Zuschuß zu Kleidung, Waffen und Proviant, ihre Dienste thun.

Im Jahre 1705 mußte er zu Eroberung der Stadt Marocco, die einer seiner Söhne, Muley Mahomet, eingenommen hatte, seinem ältesten Prinzen, Muley Zidan, zehn bis zwölftausend Schwarze zu Hülfe schicken. Als nun die Offiziere zu diesem Marsche von ihm Geld forderten, gab er ihnen zur Antwort: Ich wußte wohl, daß ihr ärger als das Vieh seyd, ihr mohrschen Hunde; habt ihr je gesehen, daß die Cameele, Maulesel oder irgend ein Thier in mei-

nen Reichen etwas zum Unterhalt verlangt? Sie finden ihre Nothdurft, ohne mich deshalb zu beunruhigen, macht ihrs eben so, und begebt euch eilends auf den Weg. Wie nun die Offiziere noch einige Einwendungen dagegen machten, ließ er etliche Körbe Blanquillas *) holen, befahl sie zu zählen und jedem Offizier vier Stück davon zu geben. Als nun dieselben Anstalt machten dies Geld in Empfang zu nehmen, sagte er ganz kaltblütig: Was will ein jeder mit vier Blanquillas machen? Gott, der große Gott, der gütige Gott, der barmherzige Gott wird schon für euch sorgen. Dienet mir getreu gegen mein eigen Blut, so wird unser großer Prophet euch dereinst besser belohnen, als ichs zu thun im Stande bin. Diese Rede bewerkstelligte denn, daß diese Armee den ganzen Marsch über plünderte, und alle Einwohner, Juden und Kaufleute in Salee mußten deswegen ihr Vermögen bestmöglichst verborgen halten.

Durch diese schlechte Staatsmaxime wird das Land außerordentlich erschöpft, denn das Geld roullirt nicht gehörig und die Mohren sind blutarm. Alles wird ihnen genommen, und sogar das Leben selbst, wenn man bei ihnen Geld vermuthet. Das

*) Blanquillas ist eine maroccanische Münze, wovon vierzehn Stüber ausmachen.

völlige Verderben für dieses arme Volk sind die Alcaides, die zu Beherrschung des Landes von dem Kaiser bestellt sind. Da diese Gouverneurs nun nicht die mindeste Besoldung erhalten, so erpressen sie die zu ihrem Unterhalt nöthigen Gelder auf eine tyrannische Art von dem Volke und den Fremden. Das aber, was ihnen noch übrig bleibt, müssen sie, wenn sie jährlich einmal dem Kaiser aufwarten, ihm wieder geben, sonst würden sie in Ungnade fallen, auch wohl manchmal ihr Leben verlieren.

Eben so schmutzig geizig verfährt er mit seinen Abgesandten an auswärtigen Höfen. Als er im Jahre 1707 wichtige Sachen mit England zu verabhandeln hatte, fand er für rathsam, einen Ambassadeur dahin abzufertigen, erwählte daher einen spanischen Sclaven, Namens Joseph Dias, dazu, und schickte denselben mit einer Vollmacht, drei Löwen und etlichen Straußen nach London, gab ihm hierzu zweihundert Stück von Achten, und befahl ihm hiermit, sich dergestalt splendid zu betragen, daß sein Fürst Ehre davon hätte.

Geiz ist allezeit das vornehmste Triebrad seiner Handlungen. Hält er scharfe Polizei, so geschiehts aus Eigennutz. Alle Tage müssen die Schlächter, Becker und andere Fleisch und Brodt in ein besonderes dazu errichtetes Einnahmehaus liefern, welches alsdann seinem Hofe zu Gute geht. Hat einer

über den bestimmten Preis etwas verkauft, so muß er mit der Waare am Halse durch die Stadt wandern, wo es denn von Seiten des Pöbels an Schimpfen, Schlägen und Steinwürfen gar nicht fehlt, und bei der Zurückkunft bekommt er eine Tracht Stockschläge, muß auch obendrein noch eine ansehnliche Geldstrafe erlegen.

Dies ist auch die vorzüglichste Bewegungsursache, die ihn zu schleuniger Vollziehung der Justiz antreibt. Sobald jemand über einen andern Diebstahls halber sich beschwert, muß der Beklagte das Geraubte wieder erstatten, nicht aber dem Kläger, sondern dem Muley Ismael, denn dieser nimmt alles, sollte es auch noch so gering seyn, an sich, und läßt sich noch überdies eine große Geldstrafe bezahlen. Daher die Unterthanen entweder aus Rachgier, oder damit ihnen nicht mehreres geraubt werde, klagen. Aus eben der Ursache schneuzt er auch die christlichen Kaufleute und Juden, denn er ersinnt ganz sonderbare Ursachen, wie er an sie kommen kann, nur damit er eine tüchtige Summe Geldes von ihnen erhalten möge. Im Verfolg wird man davon einige merkwürdige Beispiele finden, für jetzt will ich bloß ein einziges erzählen. Er ließ nemlich eines Tages alle reiche Juden unter dem Vorwand zu sich fordern, daß er mit ihnen einen wichtigen Handel abzuschließen hätte. Als sie sich nun alle eingefunden hatten, redete er sie folgendergestalt an:

Ihr Hunde, ich habe euch insgesammt fordern lassen, daß ihr eine rothe Mütze aufsetzen und meinen Glauben annehmen sollet! Ihr habt mich diese dreißig Jahre mit der Ankunft eures Messiä getäuscht, ich aber glaube, daß er schon gekommen ist, oder sollte dies der Fall nicht seyn, so sollt ihr, wenn ihr mir nicht eigentlich das Jahr und den Tag, wenn er kommen will, sagen werdet, euer Gut und Leben verlieren, denn ich bin nicht willens, mich von euch länger vexiren zu lassen. Die Juden waren über dieses sonderbare Compliment sehr betreten, standen eine Weile ganz stumm, bis endlich einer der gescheitesten ganz zitternd von ihm sich nur acht Tage Bedenkzeit ausbat, die ihnen denn endlich mit den Worten: Gehet hin und täuschet mich nicht mehr! gestattet wurde. Unterdessen brachten sie eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, und überreichten sie ihm nach Verfluß der ausbedungenen acht Tage mit der Anrede: Sidy! (gnädigster Herr) unsre Rabbinen versichern uns, daß unser Messias sich nach Verlauf von dreißig Jahren ohne fernern Aufschub einstellen werde! Der Kaiser nahm das Geld und antwortete: Ich verstehe euch wohl, ihr betrügerischen Hunde! Ihr glaubt mich dadurch sicher zu machen, weil ihr denkt, daß ich als-

dann nicht mehr leben werde, allein ich will euch wieder einen Possen thun! Ich will noch länger leben, als zur Entdekkung eures Betrugs nöthig seyn wird, und dann sollt ihr nach euren Verdiensten gestraft werden.

Er hat keine anderen Räthe, als seinen eignen Kopf, denn die ihn umgebenden Alcaides und sein Talbe, dem er bei wichtigen Vorfällen seinen Endschluß bekannt macht, sind nur zum Schein da, und beantworten die an sie gerichteten Fragen mit den zwei Worten: Anama Sidy! das ist! gnädigster Herr, ihr redet recht! Mir kommt hierbei nichts wunderbarer vor, als daß eine so tyrannische Regierung über ein sonst unbezwingbares Volk, das noch dazu sich meistens in unzugänglichen Gebirgen aufhält, so lange gedauert hat. Wozu noch kommt, daß seine Söhne, denen er seit einigen Jahren die Beherrschung dieser Länder übertragen und denen er bereits zu lange gelebt, selbst die unruhigsten und herrschsüchtigsten Köpfe sind.

Allein diese Prinzen sind immer von Spionen umgeben, die jede für den Kaiser nachtheilige Aeusserung demselben sogleich hinterbringen, ihm ist ihre Disharmonie unter sich selbst bekannt, er stellet sich aber, als wenn ihm nicht das mindeste hiervon zu Ohren gekommen wäre. Wir bewunderten nichts

mehr, als daß er bei dem kritischen Zeitpunkte, da sich Muley Hamet empörte und in allen seinen Reichen Tumult und Aufruhr herrschte, so gelassen blieb, als wenn er noch unerschüttert fort regierte. Er gab um diese Zeit den Fremden Audienz, belustigte sich in seinem Harem und beschäftigte sich mit Erbauung seiner Palläste. Wie dem Anschein nach alles verloren war, legte sich dieser Sturm durch seine heimlichen Machinationen, ohne daß er etwa nöthig gehabt hätte zu den Waffen zu greifen, oder sonst irgend eine Anstalt zu Dämpfung des Aufruhrs zu machen. Kurz, die Rebellion wurde gedämpft, die Rädelsführer ihm überliefert und mit dem abscheulichsten Tode, den seine grausame Rachgier nur ersinnen konnte, belegt, wie ich nachher weitläuftiger erzählen werde. Alles unterwarf sich seinem Joch, welches von den Bewohnern dieser Länder freilich für unerträglich gehalten wird und gar wohl von ihnen vom Halse geschüttelt worden wäre, wenn seine Klugheit nicht alle ihre Anschläge vernichtet hätte.

Er nennt sich nicht anders als einen Freund Gottes, und schreibt seine glückliche Regierung dem besondern Schutz Mahomets zu, von dem er in gerader Linie abstamme, wobei er das Volk beredet, daß er, bei seiner entsetzlichen Justitz und den grausamsten Mordthaten, nichts anders thue, als was Gott wolle. Wenn jemand von den armen Schlachtopfern spricht, die er seiner Wuth und Rach-

gier Preis gegeben hat, so muß man sagen: diejenigen, so Gott getödtet hat; denn wer anders redete, verlöre seinen Kopf. Sonst ist er ein eifriger Mahometaner, beobachtet alle von dieser Religion vorgeschriebenen Ceremonien genau. Trinkt er ja einmal Wein, so geschieht dies sehr heimlich und nur so viel als er vertragen kann. Den Alcoran läßt er sich als Richtschnur aller seiner Handlungen durch seinen Talbe allezeit vortragen. Wo er nur ist, hebt er seine Hände gen Himmel, ob sie gleich öfters noch von Menschenblute triefen, und so steigt er auch nicht selten vom Pferde und küßt die Erde; wie er denn auch in dem größten Grimme Gottes und Mahomets Namen im Munde führt. Er bildet sich auf den Namen eines Talbe oder Gesetzlehrers viel ein, predigt auch als ein solcher in den Mosqueen, und soll es dem Vernehmen nach allen andern hierin zuvorthun. Diese scheinheilige Frömmigkeit und Gleisnerei bezwingt doch keine seiner wüthenden Leidenschaften und muß seine schlimmsten Schandthaten rechtfertigen. Denn er beredet das Volk, Mahomets Blut, das in seinen Adern fließe, heilige alles, auch sogar das Pferd, auf dem er reite.

Die Religion — so behauptet er — mache ihn zum unumschränkten Gebieter von dem Leben und Vermögen seiner Untertthanen, die er deshalb für seine Sclaven anzusehen habe. Unter dem Schein der Gottseligkeit versteckt sie seinen ungeheuern Gei-

und bewegt ihn zu Sammlung und Vergrabung unermeßlicher Schätze, damit er sich in der andern Welt ihrer bedienen könne. Sie billiget seine Grausamkeit gegen die Christen und Mohren, denn letztere halten sich für glücklich, ein Opfer seiner Wuth zu werden, und stehen in den Gedanken, daß seine mörderische Faust sie gerade in Mahomets Paradies schicke. Ja, die Thorheit geht bei diesen Betrogenen so weit, daß sie manchmal von den entlegensten Oertern seines Reichs herkommen, um bloß diesen gnädigen Schwerdtschlag von seiner Hand sich unterthänigst auszubitten. Die Christen hält er für das würdigste Opfer, das er dem Mahomet bringen kann. Man hat es sehr genau berechnet, daß er seit seiner Thronbesteigung mit eigner Hand über dreißigtausend Christen und Mohren niedergehauen hat. Bei Hinrichtung seiner eignen Kinder ist er so fein, daß er den Henkern ihre Gottlosigkeit verweiset, warum sie ihn nicht von Vergießung seines eignen Blutes abgehalten hätten, läßt sie auch öfters deshalb umbringen. Eine Religion, die sein Ansehen solchergestalt unterstützet, alle seine Ungerechtigkeiten heiliget und aller seiner Unmenschlichkeiten ungeachtet ihn zu einem Liebling Gottes macht, ist wohl werth, daß er sie mit Anstrengung aller seiner Kräfte aufrecht erhalte.

Er ist einer der ersten Wollüstlinge der Welt. Er hat zwar nur vier ordentliche Gemahlinnen, al-

lein desto mehr Beischläferinnen, so daß ihre Anzahl aus ällen Nationen sich auf fünfhundert beläuft. Sie leben in dem innern Theil des Alcassava zwischen einem Zwinger von dreifachen Mauern. Jede derselben wohnt allein und steht unter der Aufsicht und Wartung eines Verschnittenen und einer schwarzen Sclavin. Der Jude Maimotan versieht sie mit Mehl, Oel, Butter und andern Lebensmitteln. Was sie ersparen können, wird durch ihre Sclaven verkauft, meistens aber von den Christensclaven gegen Brandtewein und Toback, den sie jedoch ohne des Kaisers Vorwissen erhalten, umgetauscht. Manchmal erlaubt er ihnen in den Gärten frische Luft zu schöpfen, wo sie denn allemal auf Mauleseln hinter ihm her reiten müssen. Die Verschnittenen laufen voran und brennen ihre Feuerröhre ab, damit sich niemand bei Todesstrafe sehen lassen darf. Wird dann jemand überrascht, daß er unmöglich ausweichen kann, so muß er sich in der größten Schnelligkeit mit dem Gesichte zur Erde werfen; denn wenn er nur mit einem Blicke eine dieser Weiber ansähe, so würde es ihm auf der Stelle sein Leben kosten. Auf eben diese Art werden auch die Weiber bestraft, wenn sie jemand anders als den Kaiser anblicken. Er verschont ihrer eben so wenig als andrer, läßt sie auch sogar um des geringsten Versehens willen von seinen Verschnittenen mit ledernen Riemen peitschen oder prügeln. Vor einiger Zeit wurde eine bloß aus der nichtswürdigen Ursache

strangulirt, weil sie beim Spatzierengehen eine Pomeranze abgebrochen hatte, deren doch unzählige verfaulen und die öfters die Sclaven von ihm selbst geschenkt bekommen. Man sagt, er habe etliche um ihre Brüste gebracht, indem sie ihre Zitzen zwischen eine Kiste legen müssen, deren Deckel zwei Verschnittene sodann mit aller Macht haben zuschlagen müssen. Er hat noch mehrere unerhörte Grausamkeiten in seinem Serail ausgeübt, die aber die Scham zu erzählen verbietet. Sie speisen niemals mit dem Kaiser, denn so ist dies bei den mehresten Großen unter den Mohren gebräuchlich, doch hat er ein paar Favoritinnen, die ihm bei der Tafel aufwarten. Die Mahlzeit ist ziemlich sparsam, und besteht eben nicht aus allzuviel Gerichten, Hühner mit Reiß und Tauben, alle in einer Schüssel, sind sein gewöhnliches Essen. Der Tisch ist die Erde, mit einem Stück Leder bedeckt, ohne Tischtuch, Serviette, Messer oder Gabel; alles Geschirr ist von Holz oder Erde, und sein liebstes Getränk ist Wasser, das drei deutsche Meilen von Miquenez hergeholt werden muß.

Die erste seiner Gemahlinnen wird Sultana genannt, weil sie die Mutter des erstgebornen Prinzen, Muley Zidan, ist, sieht schwarz aus, und ist ungeheuer groß und corpulent. Sie war eine Sclavin des Kaisers Muley Archy und wurde von demselben dem Muley Ismael für sechszig Ducaten überlassen. Sie hat sehr große Gewalt über den

Kaiser, und niemand kann begreifen, auf was Art sie sich seiner so bemeistert hat. Alle Anordnungen im Serail kommen von ihr her, sie läßt sich durch einen Sclaven einen Säbel vortragen, und verfährt mit denjenigen Frauen, die sich nicht vor ihr demüthigen wollen, sehr grausam. Weil man durch sie sehr viel bei dem Kaiser ausrichten kann, so sucht sich jedermann bei ihr in Gewogenheit zu setzen und macht ihr Geschenke.

Nächst ihr steht eine Engländerin bei Muley Ismael in großen Gnaden. Sie ist im funfzehnten Jahre ihres Alters gefangen genommen worden, und hat sich nicht eher zum Abfall bewegen lassen, als bis man sie bis aufs Blut gepeitscht und ihre Füße in siedendes Oel gesetzt hat, worauf sie in die Zahl der kaiserlichen Gemahlinnen aufgenommen worden. Sie hat einen sehr sanften Character und ist gefällig und artig.

Wenn die Bewohnerinnen des Harems dreißig Jahr alt sind, schickt man sie mit ihren Kindern in ein altes Harem nach Fez oder Tafilet, und werden alsdann frische an ihre Stelle aufgenommen, wovon aber die vier Sultaninnen ausgenommen sind. Die gewöhnlichen Beischläferinnen müssen sehr eingezogen leben, und dürfen aus dem Aleassava nur jährlich einmal zu Mahomets Geburtsnacht, wo sie Abends die Mosqueen besuchen, ausgehen. Die übrige Zeit dürfen sie nur in die ihnen angewiesene Mos-

quee, welche innerhalb des Schlosses ist, gehen. Ohne des Kaisers Vergünstigung können sie keine ihrer Freundinnen besuchen, auch nicht einmal aus ihrer Zelle sich begeben. Vierzehn dieser bemitleidungswürdigen Geschöpfe wurden, weil sie heimlich zu einander gegangen waren, auf Kaisers Befehl alle Zähne ausgerissen. Die Verschnittenen oder Schwarzen, die zu ihrer Bedienung bestimmt sind, kommen ihnen nie von der Seite. Nur die Sultanin Zidana hat, entweder ihres Alters halber oder weil sie über den Barbaren alles vermag, die Freiheit in der Stadt und in allen Gegenden des Alcassava spatzieren zu gehen. Die Engländerin, welche sich in ihrer und des Kaisers Gunst zu erhalten weiß, genießt gleichfalls größere Freiheit als die andern und ist gemeiniglich die Gesellschafterin bei ihren Promenaden.

Dies ists, was die Christensclaven in Unterredung mit den Verschnittenen oder schwarzen Sclavinnen, wenn sie im Alcassava gearbeitet, erfahren haben.

Diese große Anzahl junger Weiber, deren Abgang, wenn sie alt werden, immer durch neue ersetzt wird, versieht denn den Kaiser mit einer ungeheuern Menge Kinder. Einige Männer vom Hofe haben mich versichern wollen, daß deren zum wenigsten sechshundert am Leben. Er scheint sich selbst wie sein Serail zu verjüngen, denn man hat uns er-

zählt, daß während unsrer dreimonatlichen Anwesenheit in Miquenez ihm vierzig Kinder geboren worden wären.

Zu denen am Leben befindlichen kann man aber die vom weiblichen Geschlechte gar nicht rechnen, denn Muley Ismael läßt dem Vernehmen nach dieselben durch die Hebammen gleich bei der Geburt umbringen, und läßt nur diejenigen am Leben, die ihm von seinen vier ordentlichen Gemahlinnen geboren werden, welche er sodann an die Sherifs von Tafilet verheirathet.

Seine Kinder haben nicht die geringste Erziehung. Der Kaiser liebt sie nur in ihrer zarten Kindheit, geht mit ihnen zuweilen spatzieren und trägt sie auf dem Arme oder führt sie an der Hand. Dies ist der einzige Zug, wo er sich als Mensch characterisirt, und bei welcher Gelegenheit viele, die ihn um seines Prinzen willen bitten, die Erfüllung ihrer Wünsche von ihm erhalten. Weil diese Söhne nun weder zu etwas Gutem angehalten, noch von etwas Bösem abgehalten werden, auch ihnen nicht das Mindeste, was auf ihre künftige Laufbahn Bezug hätte, beigebracht wird, so leben sie in ihren Lüsten hin wie das Vieh, ohne einige sittliche Bildung zu erlangen. Wenn sie sich in der Stadt sehen lassen, versteckt jedermann alles, wozu sie etwa Lust bekommen möchten, denn sie greifen nach einer jeden Sa-

che begierig, rauben, ohne deshalb nur eine mäßige Züchtigung befürchten zu dürfen, und haben manchmal den armen Sclaven das Brodt vom Maule weggerissen und selbst aufgefressen. Während unsres Aufenthalts zu Miquenez kam einer dieser vortrefflichen Prinzen in unser Haus, entfernte sich aber sobald wieder daraus, als ihm unsre Kaufleute, die die Ursache seines Besuchs sehr gut erriethen, einige Blanquillas darreichten. Diese kleine Tyrannen, denen sehr gut bekannt ist, daß sie für ihre Bübereien und Greuelthaten nicht die geringste Strafe bekommen, nehmen mit ihrem Wachsthume auch an Bosheit zu, und plagen, plündern, nothzüchtigen und ermorden nicht allein die Christen und Juden, sondern auch selbst die Mohren, ohne daß es jemand wagen durfte, diese abscheuliche Lebensart dem Kaiser zu hinterbringen, denn dieser verleitet sie, weil er ihnen so wenig zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse giebt, zu diesen Frechheiten und Freventhaten, und schützt sie auch dabei. Wenn sie nun auf diese Art herangewachsen sind, schickt er sie als Statthalter in seine Provinzen, wo sie dem armen Volke die Folgen ihrer übeln Erziehung schrecklich genug empfinden lassen.

Was er für seine Kinder zu wenig thut, das thut er wieder für seine Pferde zu viel, denn diese hält er weit besser als seine Weiber und Beischläferinnen. Ungeachtet er in seiner Hofhaltung äußerst

filzig ist, so spart er doch nicht das geringste an seinen Pferden. Seine Marställe machen den schönsten Theil seines Pallastes aus, und bestehen aus zwei Reihen gewölbter Gänge oder Schwibbogen. Unter diesen stehen die Pferde, an ihren vier Füßen nach der Landesart an zwei Ringen mit Stricken gebunden. Mitten durch diese Gallerien läuft ein Canal reines Wasser, damit die Pferde daraus saufen können, und nebenbei stehen die Futterkästen. Man füttert sie mit geschnittenem Stroh, das mit süßen Kräutern untermengt ist; vor dem Maul aber hängt ein Büschel Gerste, denn es ist weder Krippe noch Raufe dabei befindlich. Ihre Streuen sind Sägespähne, zwei Monate des Jahres giebt man ihnen statt des Grases grüne Gerste, bedeckt sie der Hitze halber mit ausgespannten Tüchern und läßt sie während dieser Zeit ungestriegelt.

Ihre Anzahl beläuft sich auf sechshundert. Sie werden täglich vom Kaiser besucht, und findet er nicht alles im gehörigen Stande, so setzt es blutige Strafen.

Zwei Sclaven, wovon der eine ein Christ, der andre ein Mohr ist, haben die Pflegung von zehn Pferden über sich, und müssen sie so genau abwarten, daß wenn nur der mindeste Fehler daran zu bemerken wäre, oder nur ein Strohhalm unter ihnen läge, es ihnen ihr Leben kosten würde. Unter diesen

Pferden, werden einige für heilig gehalten, weil sie die Wallfarth nach Mecca mit gemacht haben, sie sind von aller Arbeit frei, und dürfen nicht einmal vom Kaiser geritten werden. Die Sclaven müssen besonders genau darauf Acht geben, daß sie, wenn diese Thiere ihren Mist fallen lassen wollen, sogleich mit einem Gefäß bei der Hand sind, damit ja nichts davon auf die Erde fallen möge. Diese für heilig gehaltenen Thiere sind das Asyl für alle, die in des Kaisers Ungnade gefallen oder sonst ein großes Verbrechen begangen haben. Wenn sie ihnen nur unter die Füße kriechen können, so erhalten sie Gnade, und bisweilen erstreckt sich dies Privilegium sogar auch auf diejenigen Pferde, die der Kaiser geritten hat.

Außer diesen Pferden sind in den Marställen auch noch eine große Menge Maulthiere, nebst einigen Waldeseln oder Zebrathieren aus Guinea befindlich, welche letztere wegen ihrer Wildheit und Bosheit den Sclaven äußerst gefährlich sind. Auch giebt es viel Cameele darin, welche überhaupt in diesen Ländern sehr gewöhnlich sind, und unter ihnen zeichnen sich, ihrer Seltenheit halber, zwei weiße aus, so alle zwei Tage mit Seife gewaschen werden müssen. Die Mohren geben auf die Anzahl der Tage, so lange diese Thiere, wenn sie auf die Welt kommen, die Augen zuhaben, sehr genau Acht, und behaupten, daß sie den Tag über so viele (deutsche) Meilen laufen würden.

In Miquenez ist ein besondrer Platz befindlich, in welchem eine große Anzahl Löwen, Panther und Tigerthiere, Bären, Wölfe und Strauße eingesperrt sind. Die Sclaven, die sie warten müssen, werden ihnen öfters zum Raube, weil sie sich gegen ihre grimmigen Anfälle nicht vertheidigen dürfen. Mit den Löwengefechten divertirt sich Muley Ismael in Gesellschaft seiner Alcaides öfters; wenn sie diese Thiere durch einen Büchsenschuß hingestreckt haben, reiten sie in ihre Behältnisse und stechen sie mit Spiessen vollends zu Tode. Ihr Fleisch, das ziemlich unschmackhaft, aber doch mürbe ist, bekommen die Sclaven zu essen. Noch ein Vergnügen findet der Bluthund Muley an Zusammenhetzung der Löwen und Wölfe mit einigen seiner Lieblingshunde. Wenn er nun siehet, daß letztere Gefahr laufen zerrissen zu werden, so befiehlt er den Sclaven, sie den Löwen und Wölfen aus dem Rachen zu reißen, wobei es selten für diese armen Sclaven ohne Bein- oder Armverlust abläuft.

Oefters läßt er auch die Sclaven mit diesen grimmigen Thieren selbst kämpfen, und bei diesem ungleichen Streite werden diese Leute den wilden Bestien auch mehrentheils zum Raube, wenn sie sich nicht etwa durch einen listigen Streich davon befreien, wovon ich einen dergleichen jetzt erzählen will. Um seinen Weibern eine Veränderung zu machen, befahl er einem Christensclaven es mit einem

Löwen aufzunehmen. Voller Angst und Ueberzeugung, daß er seiner wenigen Stärke halber dem ergrimmten Thiere zum Raube unfehlbar werden würde, ergriff der Sclave den ihm gegebenen Säbel, ging in den Kampfplatz hinein und auf den Löwen zu, der mit brüllender Stimme, funkelnden Augen und aufgehobenem Schwanze ihm entgegen kam. Weil nun dieser Sclave einen Wassergraben hinter sich bemerkte, zog er sich gegen den Löwen fechtend immer zurück, bis er an dem äußersten Rande des Grabens zu stehen kam. Hier stellte er sich als thäte er einen falschen Schritt, plumpte ins Wasser und stand darin bis an den Hals. Da nun die Löwen Feuer und Wasser äußerst scheuen, so hörte dieser ihm nachzusetzen auf, und entkam also dieser listige Kopf der ihn augenscheinlich drohenden Todesgefahr. Der Kaiser stand mit seinen Frauenzimmern auf der breiten Mauer dieses eingeschlossenen Platzes und bezeigte einen sehr großen Wohlgefallen an dieses Sclaven listigem Einfalle.

Zu einer andern Zeit ließ der Kaiser einen Löwen in einen Teich werfen, und befahl einem christlichen Mohren, der auf einem englischen Schiffe gefangen worden war, dem Löwen nachzuspringen und ihn zu ertränken. Der Sclave gab sich eine lange Weile alle mögliche Mühe, um des Löwens Schwanz zu erwischen, damit er ihn desto besser unters Wasser ziehen könnte, vermochte es aber nicht dahin zu

bringen, denn der Löwe schwamm immer auf ihn zu, hieb ihn auch mit seinen Klauen so tief in den Leib, daß dieses Sclaven Heilung nachgehends große Mühe kostete.

Einst schmeckte der Kaiser selbst etwas von der Gefahr, der er die armen Christensclaven so öfters ausgesetzt hatte. Er machte von der Höhe der Mauer des Thierzwingers eine Löwin dergestalt auf sich erbittert, daß dieses ergrimmte Thier einen Sprung that und ihm die Klauen auf die Brust schlug, und er würde diesem ergrimmten Thiere gewiß zum Raube geworden seyn, wenn ihm nicht sein Panzer, den er beständig auf dem Leibe trägt, dafür geschützt hätte.

Uebrigens ist der Kaiser ein sehr großer Liebhaber von Katzen, so daß er deren vierzig hält, welche jede einen besondern Namen haben, und von ihm selbst gefüttert werden. Sie halten sich in seinen Ställen auf und befinden sich in Rücksicht ihres Unterhalts weit besser als die Sclaven; denn er wirft ihnen öfters ganze Viertel von Schaafen vor. So verliebt er auch in diese Creaturen ist, so bestraft er ihre Verbrechen doch manchmal auf die grausamste und närrischste Weise. Man hinterbrachte ihm einstens, daß eine dieser Katzen ein Kaninchen aus seinem Garten aufgefressen, und dies setzte ihn denn in solche Wuth, daß er einem seiner Henkersknechte be-

fahl, dieses Thier durch alle Straßen von Miquenez zu schleppen, scharf auf dasselbe zuzupeitschen und mit lauter Stimme dabei auszurufen: So lohnt mein Herr den bösen Katzen, worauf er ihr dann den Schedel abschlagen sollte, und dieses wurde auch pünktlich vollzogen.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Geschichte Muley Mahomets, Sohns des Muley Ismael. Dessen Geburt und Erziehung. Hinrichtung seiner Mutter, wird zum Sherif von Tafilet ernannt und geräth daselbst mit einem seiner Brüder in große Uneinigkeiten; deren traurige Folgen. Wird gefangen nach Miquenez geschafft, von dem Kaiser aber begnadigt und zum Statthalter von Taradunte ernannt, allwo er sich aber wider denselben empört. Ali Bouchafre, ein kaiserlicher General, wird wegen begangener Verrätherei auf sein Geheiß niedergehauen, seine Armee aber durch des Alcaide Malai Treulosigkeit dem Kaiser überliefert. Schreckliche Hinrichtung des Alcaide Malai zu Miquenez, und grausamer Tod, mit dem Muley Mahomets Anhänger belegt werden. Endlich wird er selbst durch Verrätherei gefangen genommen und dem Kaiser überliefert. Abscheuliche Strafe, die sein Vater an ihm ausübt, und dessen Tod.

Während unsrer Anwesenheit in Cadix bekamen wir von Muley Mahomets traurigem Ende und den

erschrecklichen Strafen, womit der Kaiser alle seine Anhänger belegt hatte, Nachricht. Weil nun Muley Mahomets Geschichte mit der seines Vaters innig verwebt ist, hieraus auch der eigentliche Character der Mohren am deutlichsten hervorblickt, so finde ich es für nöthig, derselben in dieser Schrift einen Platz einzuräumen.

Muley Mahomet war einer von Muley Ismaels ersten Söhnen, seine Mutter war eine Georgianerin, war in ihrer Jugend geraubt und nach Algier gebracht worden, wo sie der Kaiser, der damals nur Sherif von Miquenez war, gekauft hatte. Ihre außerordentliche Schönheit und sanfter Character brachte ihr des Kaisers Liebe zuwege, und wie sie mit dem Muley Mahomet niederkam, gewann sie dessen völlige Zuneigung. Dies war der einzige Sohn, wegen dessen Erziehung der Kaiser keine Kosten sparte; er hatte ihn außerordentlich lieb, und ließ ihn in Leibeskünsten und in den Wissenschaften der Araber auf das sorgfältigste erziehn, so daß er schon in seinen Jünglingsjahren unter die Zahl der Talbes oder mahometanischen Gesetzlehrer aufgenommen wurde. Eine Würde, wodurch er sich vor seinen andern Brüdern, die in der größten Unwissenheit aufgewachsen waren, vorzüglich auszeichnete. Jedoch das, was ihm allgemeine Hochachtung verschaffte, war die vorzüglichste Ursache seines Unglücks.

Sultanin Zidana Alia Archa, die, wie wir schon oben erzählt haben, den Vorzug hatte, daß sie dem Kaiser den ersten Prinzen geboren hatte, konnte dessen Liebe gegen den Muley Mahomet und seine Mutter nicht ohne die größte Eifersucht ansehen, beschloß daher, alle beide, es koste was es wolle, aus dem Wege zu räumen. Sie machte daher durch ihren Anhang im Serail dem Kaiser glaubend, als wenn diese Georgianerinn unerlaubte Liebeshändel triebe, und dieser gerieth darüber in solchen Grimm, daß er deren augenblickliche Strangulirung befahl, welches auch sogleich ins Werk gerichtet wurde. Von dieser Zeit an gab sich die Zidana alle mögliche Mühe, um den Sohn der Mutter nachzuschicken oder ihn wenigstens von Miquenez zu entfernen.

Damals war Tafilet der Ort, wo der Kaiser seine ausgemusterte Weiber hinschickte und sie nebst ihren Kindern von einem Aufseher bewachen ließ. Da nun dieser seinen Posten sehr schlecht bekleidete und aus Geiz diesen Weibern den nöthigen Unterhalt versagte, so setzte ihn der Kaiser ab und schickte den Muley Mahomet auf Anstiften der Sultana Zidana an seine Stelle dahin. Um diese Zeit war sein ältester Bruder, Muley Maimon, Statthalter von Tafilet, und glaubte als Gouverneur mehr als sein Bruder zu seyn, daher diese beiden Brüder bald mit einander in große Feindschaft geriethen, welche bei Gelegenheit des großen Osterfestes, wo dem Maho-

met nach Gewohnheit ein Schaaf geopfert wird, in volle Flammen ausbrach. Man feiert dieses Opfer auf folgende Art, indem man zu dem Cadi ein Schaaf bringt, der diesem Thiere einen Stich in die Gurgel giebt, das Blut mit der Hand auffasset, sein Gesicht und Kleider damit bestreichet, das Schaaf aber selbst sogleich in reine Leinewand wickelt, sich auf ein Maulthier setzt und spornstreichs damit nach des Kaisers oder Gouverneurs Pallast eilt. Die Ursache dieser Eile ist diese, weil man, wenn das Thier noch keuchend an Ort und Stelle gebracht wird, es für ein Zeichen eines fruchtbaren Jahres ansieht und deshalb große Feierlichkeiten anstellt. Weil nun bei dieser Gelegenheit der Cadi das Schaaf zur vornehmsten Person bringen muß, so forderte jeder Bruder diese Solennität für sich. Der Streit wurde noch vor der Ceremonie ganz hitzig, und wurde den versammelten Talbes zur Entscheidung vorgelegt. Muley Mahomet verlangte den Rang vor seinem Bruder, weil er von einer Weißen geboren, auch noch dazu Sherif sey, welches zusammen eine größere Würde als die eines Gouverneurs wäre. Muley Maimon berief sich hingegen auf das alte Herkommen, kraft dessen ein Statthalter in der Provinz des Kaisers Person präsentire. Die Talbes entschieden diesen Streit folgendermaßen: Das Vorrecht, sagten sie, hätte Muley Mahomet nicht von Rechts-, sondern der Ehre wegen, weil er von einer Freien geboren und Sherif sey, Muley Maimon aber ge-

bühre es von Rechts, und nicht der Ehre wegen, weil er als Statthalter des Kaisers Person vorstelle und von einer schwarzen Sclavin geboren sey und müsse er daher seinem eignen Geständnisse nach dem Bruder weichen. Die Brüder befriedigten sich aber über diesen Ausspruch nicht, sondern geriethen bald mit heftigen Worten an einander, Muley Mahomet hieß seinen Bruder der Schwärze wegen einen Abkömmling des Teufels, einen Raben, ein Fliegenkind, und tadelte dessen Character auf die beißendste Art. Muley Maimon aber erwiederte auf alles das weiter nichts, als daß er zu ihm sagte: Weiber schelten und Männer fechten. Bist du ein Mann, so komm heraus und probire wer ich bin!

Sofort griffen sie zu den Säbeln, und würden einander ermordet haben, wenn nicht die Anwesenden sie endlich von einander getrennt hätten. Da nun Muley Maimon an seinem Bruder mit dem Säbel nicht kommen konnte, so hieß er ihn einen Christen, warf ihm auch die Hinrichtung seiner Mutter wegen Verdacht des Ehebruchs in den beleidigendsten Ausdrücken vor und ergriff sofort seinen Karabiner. Allein Muley Mahomet kam ihm zuvor, brannte zuerst ab und traf das Pferd in den Schenkel, wodurch er, da dieses hierüber unbändig wurde, zu einem zweiten Schuß Zeit gewann, es aber nur bloß an dem Fuße verwundete, hierauf gab er seinem

Pferde die Sporen und ging durch, wurde aber von seines Bruders Schwarzen bis in seinen Pallast verfolgt und fünf bis sechse seines Gefolges getödtet. Muley Maimon befahl das Thor des Schlosses mit Carabinern zu durchschießen, zog auch nicht eher ab, als bis Muley Mahomet auf ihn und sein Gefolge eine Salve geben ließ, wovon verschiedene auf der Stelle blieben.

Weil nun diese beiden Brüder der begangenen Excesse halber des Kaisers Ungnade befürchteten, so hielten sie sich in ihren eignen Häusern nicht sicher, sondern flohen in das Heiligthum des Hauses des Muley Aily Sherif, der in diesen Ländern als Heiliger verehrt und angebetet wird. Der Kaiser, dem dies alles hinterbracht worden war, schickte sogleich einen gewissen Abdrehaman Grenise, einen feinen verschmitzten Kopf nebst zwölf Soldaten zu ihrer Gefangennehmung ab, und diesem glückte es, daß er sie aus ihrem Asyl herauslockte, worauf sie auf Maulthiere gesetzt und mit Ketten geschlossen nach Miquenez abgeführt wurden.

Dort wurden sie auf Befehl des Kaisers eine Zeitlang gefangen gehalten, endlich aber wie sich sein Zorn gelegt hatte, wieder auf freien Fuß gelassen. Muley Mahomet ward hierauf zum Statthalter von Taradunte ernannt, verhielt sich aber daselbst nicht lange ruhig, sondern benutzte die Gelegenheit, da sein Vater in einem Kriege mit den Algierern be-

trächtliche Niederlagen erlitten hatte, sich wider denselben zu empören und in kurzer Zeit eine Armee von vierzigtausend Mann zusammen zu bringen, womit er Marocco belagerte. In dieser Vestung commandirte Alcaide Molei, ein versuchter und beherzter Soldat, der ihm die Einnahme dieser Stadt äußerst schwer machte. Endlich glückte es dem Muley Mahomet doch durch eine Kriegslist sich der Stadt und dieses Generals zu bemächtigen. Er stellte sich nemlich, als ob er sein Vorhaben, die Stadt einzunehmen, fahren ließ, und entfernte sich mit seiner Armee auf eine deutsche Meile davon. Wie Molei dies erfuhr, so that er mit achttausend Mann einen Ausfall auf seine Arriergarde. Sogleich vertheilte Muley Mahomet seine Armee, und ließ, während sein linker Flügel vor Malei fechtend sich zurückzog, den rechten um einen Berg sich schwenken und den Maroccanern in den Rücken kommen, wo denn die meisten niedergehauen und Malei nebst dem Ali Bouchafra, einem nahen Verwandten der Sultanin Zidana, gefangen genommen wurde. Hierauf ging Muley Mahomet wieder nach Taradunte, weil er gehört hatte, Muley Zidan, sein Stiefbruder, sey mit der kaiserlichen Armee wider ihn im Anzuge, und lebte daselbst drei Jahr. Unter dieser Zeit gab er sich viel Mühe, seine zwei Gefangenen, den Alcaide Molei und Ali Bouchafra, auf seine Seite zu bringen, weil sie im ganzen Reiche in großen Ansehen standen und beim Volke viel galten. Der letztere verstellte

sich aber bloß und schrieb unterdessen alles nach Miquenez, was er von Muley Mahomets Anschlägen erfahren konnte, welches letztern aber von einigen Talbes in Miquenez dem Mahomet wieder entdeckt wurde. Hierauf versammelte Muley Mahomet, der über diese Treulosigkeit äußerst erzürnt war, seine Räthe und ließ den Alcaide Malei und den Bouchasra auch dazu einladen. Bei ihrer Erscheinung sagte er mit drohendem Gesicht: Hier habe ich Briefe in Händen, woraus man sehen kann, daß man alles, was hier vorgeht, in Miquenez weiß, und daß meine geheimsten Unternehmungen meinem Vater und der schändlichen Loudais (so hieß er die Sultanin Zidana nach ihrem Geschlechtsnamen) verrathen werden! Was verdienen nun die für Strafe, die sich einer solchen Verrätherei schuldig gemacht haben? Ali Bouchafra nahm, um allen Verdacht von sich abzulehnen, zuerst das Wort und sagte: Sie sind des Todes schuldig. Das bist du! erwiederte Muley Mahomet mit funkelnden Augen, du hast dir selbst dein Urtheil gesprochen; hier lies diesen Brief, der deine schändliche Verrätherei hinlänglich an den Tag leget. Der Alcaide nahm ihn an, wagte es aber nicht ihn zu lesen. Da nun Muley Mahomet den Namen desjenigen, der ihn geschrieben, nicht gern wissen lassen wollte, so nahm er ihn wieder zurück, und befahl dem Alcaide

Malei ihm den Kopf abzuschlagen, welches denn auch geschahe. Seine Absicht war hierbei, dem Alcaide Malei durch diesen Auftrag so anhänglich an sich zu machen, daß er es niemals wieder versuchen dürfte, wieder zu dem Kaiser überzugehen, da er dessen Gnade durch Hinrichtung eines so nahen Anverwandten nimmermehr zu erhalten hoffen durfte.

Kurz darauf entschloß sich Muley Mahomet, weil er in den drei friedlich hingebrachten Jahren großen Reichthum erlangt, auch eine ansehnliche Armee geworben hatte, den Muley Zidan in Marocco zu belagern. Dieser aber, der das Vorhaben erfahren hatte, machte sich mit einer großen Armee wider den Mahomet auf den Weg, jener, der ebenfalls Kundschaft davon erhalten hatte, theilte seine Armee in zwei Haufen, übergab aber das Commando des Vortrabs, welcher aus lauter Schwarzen bestand, aus Unvorsichtigkeit dem Alcaide Malei, weil er sich in Rücksicht seiner Treue genug gesichert zu seyn glaubte. Allein der wankelmüthige Alcaide glaubte durch Verrätherei Muley Ismaels Gnade wieder zu erlangen, lieferte also seine Truppen sämmtlich dem Feinde in die Hände, wodurch Muley Mahomet mit Verlust vieler Leute eine schimpfliche Retirade zu nehmen gezwungen war.

Der Ueberwinder schickte hierauf die Gefangenen nach Marocco, und erhielt vom Kaiser den Befehl,

die Vornehmsten davon, und vorzüglich den Malei, nach Miquenez zu convoyren. Muley Zidan gehorchte, zauderte aber mit des Alcaide Maleis Uebersendung so lange, bis er die Zusicherung seiner Begnadigung erhalten, denn er hatte ihn lieb, und war in seiner Jugend von ihm auf den Armen getragen worden. Nach diesen getroffenen Vorsichtsmaaßregeln sandte er denselben, weil ihm der Kaiser noch immer darum anlag, nach Miquenez in Fesseln. Auf erhaltener Nachricht von seiner Ankunft thaten des Maleis älteste Söhne und dessen Weiber aus Schrecken dem Kaiser einen Fußfall, und baten unter den heissesten Zähren um Gnade für ihn, allein er antwortete ihnen: Ich für meinen Theil vergebe ihm, allein die Loudais wollen ihm nicht verzeihen. Und diese waren auch unerbittlich, denn sobald dieselben (d. h. die Sultanin mit ihren Verwandten) und des Ali Bouchafra Kinder dessen Ankunft erfuhren, versammelten sie sich, an der Anzahl zweihundert, und bestürmten den Kaiser so lange mit Bitten, bis er ihrer abscheulichen Rachsucht Gehör gab.

Der unglückliche Malei hatte allzumächtige Feinde, als daß er seinem martervollen Tode entgehen konnte. Außer den Loudais, wovon die Sultanin Zidana das Haupt war, hatte er auch die Talbes oder Ausleger des Gesetzes zu seinen Gegnern. Diese überredeten den Kaiser, aus Furcht, Malei möch-

te etwa einige ihrer an Muley Mahomet geschriebenen Briefe ihm zeigen und dadurch ihre Verrätherei entdecken, ihn nicht vor sich zu lassen, und sagten, die Gesetze verböten einem Regenten das Antlitz eines Rebellen zu sehen.

Auf diese Art blieb Malei unter den Händen sechs starker Schwarzen, welche mit gespannten Hahnen ihn bewachten und in einer Mosquee bis zur endlichen Entscheidung seines Schicksals aufbewahrten. Endlich kam der Befehl zu seinem Tode. Bei dessen Anhörung schrie er: Darf ich nicht mit meinem Herrn und Kaiser sprechen? Ihr heißt mich einen Verräther, aber ihr seyds selbst, ihr Hunde! Wenn der Kaiser die Briefe sähe, die ich bei mir habe, so würde er die wahren Verräther bald entdecken! Daß ich dem Bouchafre den Kopf abgeschlagen, geschah aus Zwang und nicht mit meinem Willen! Wie die Großen und Talbes alles dieses wiedererfuhren, so geriethen sie in noch größere Angst und lagen dem Muley Ismael noch dringender an, seine Hinrichtung zu beschleunigen.

Der Kaiser, durch die Sultanin und alle Loudais angeflammt, und durch die Großen seines Hofes und die Talbes aufgehetzt, beschloß, ihn mit einem außerordentlichen Tode zu belegen. Er ließ da-

her den Sägemeister zu sich kommen und fragte ihn, ob er einen Menschen entzweisägen könnte? Wie dies derselbe bejahete, so sagte er zu ihm: Nun dann, so nehmet denn acht Kerle mit euch und ein paar eurer besten Sägen und säget den Verräther Malei damit entzwei. Der Säger fragte hierauf, ob er ihn in die Länge oder in die Queere zu sägen verlangte? Der Kaiser antwortete: In die Länge, vom Kopf nach der Mitte zu, wandte sich hierauf zu des Bouchafra Söhnen und sagte: Gehet hin und lasset ihn sägen wie ihr selber wollt, um eures Vaters Tod zu rächen. Der Säger nahm hierauf acht Männer und wickelte die Sägen ein, damit der armselige Malei sie nicht sehen möchte. Als er nun mit seinen Leuten und funfzig Schwarzen zur Bedeckung zu dem Malei kam, wurde er auf einen Maulesel gesetzt, mit einer starken Kette gebunden und auf den Markt, als den Richtplatz, unter Begleitung von mehr als viertausend Männern, Weibern und Kindern, die alle seine Verwandte und Freunde waren, gebracht. Während diese fürchterlich heulten und ihre Gesichter zerrissen, rauchte er eine Pfeife Toback und schien seinem schrecklichen Ende unverzagt entgegen zu gehen. Sobald man ihn von dem Maulesel heruntergehoben hatte, wurden ihm die Kleider ausgezogen und die bei ihm vorgefundenen Briefe ins Feuer geworfen, und somit fing sich eine Strafe an, vor der die Menschheit erbebt,

die Feder mir in der Hand zittert und mein Gesicht von Thränen überfließt.*) Man legte den Unglücklichen mit dem Rücken auf ein Bret, welches auf einen Sägebalken gelegt wurde, und nachdem die Säger ihm die Arme und Füße angebunden, machten sie den Anfang zum Sägen an seiner Hirnschaale. Doch hier bedienten sich des Cheiks Söhne der ihnen eingeräumten Gewalt und ließen ihn von unten auf zwischen den Schenkeln sägen, weil er ihrer grimmigen Wuth nach allzubald den Geist aufgegeben haben würde, wenn der Anfang bei seinem Kopfe gemacht würde. Solchergestalt ging diese erschreckliche Execution unter dem gräßlichen Geschrei des Gepeinigten und der Zuschauer vor sich. Als er nun an den Nabel hinauf entzweigesäget war, wurde die Säge herausgenommen und am Haupte wieder angesetzt. Hier bat der Elende nur um ein wenig Wasser zu trinken, welches aber die Talbes verhinderten, weil sie ihn gern geschwinde todt haben wollten. Sie sägten ihn von dem Scheitel an bis auf den Nabel, daß der Leichnam auf beiden Seiten von einander hing. Diese Hinrichtung war unerhört, mehr als grausam und entsetzlich; das Schreckliche

*) Diese schreckliche Strafe ist nichts neues, denn nach dem 2. B. Samuel. Cap. 12. V. 31. und dann 1. B. der Chronica Cap. 21. V. 3. ließ David, der Mann nach dem Herzen Gottes, das Volk aus der Stadt Rabba und aus den übrigen eroberten Städten der Ammoniter unter eiserne Sägen, Zacken und Keilen legen und zertheilen und in den Ziegelöfen verbrennen. Ein würdiges Muster für Muley Ismael!

davon wurde durch das klägliche Geschrei der Weiber und Kinder noch um ein Großes vermehrt. Die überall mit Blut bespritzten Säger standen zuweilen ohne Empfindlichkeit und Besinnung da und die Sägezähne rissen solche Stücken Fleisch ab, daß die meisten Zuschauer es nicht anzusehen vermochten.

Nach dieser mehr als henkermäßigen vollzogenen Hinrichtung erschienen die Säger vor dem Kaiser mit ihren wieder eingewickelten Sägen, aber ganz mit Blut besudelten Händen und Kleidern. Als er nun von ihnen erfahren, daß seinem Befehle nachgekommen worden war, sagte er, um seiner abscheulichen Uebelthat den Anstrich einer rechtmäßigen Handlung zu geben zu den Umstehenden: Wißt ihr wohl, warum ich ihn habe in zwei Stücken zersägen lassen? Dies geschah darum, weil er an mir und meinem Sohne zum Verräther geworden war, die eine Hälfte des Leibes ist für mich, die andre für meinen Sohn gewesen! Hierauf gab er Befehl, jedem dieser Henkersknechte zwei Ducaten, dem Meister aber viere zu geben. Die übrigen Gefangenen wurden auf andre Art unbarmherzig hingerichtet. Wenige wurden durch bloße Enthauptung begnadiget, die meisten wurden lebendig gespießet und starben erst am dritten Tage. Von dreihunderten erhielt bloß ein spanischer Renegat und ein Alcaide, Namens Boulago, Gnade.

Nach dem unglücklichen Tage, an dem Muley Mahomet die Schlacht verloren hatte, retirirte er sich nach Taradunte, allwo ihn Muley Zidan kurz darauf belagerte. Dies dauerte jedoch nicht lange, denn er wurde in drei Stürmen, die er auf die Stadt that, tapfer zurückgeschlagen, und Muley Mahomet tödtete in einem Ausfall vierhundert Mann und bekam tausend gefangen nebst einer metallnen Kanone, welche das einzige grobe Belagerungsgeschütz war. Nach diesem großen Verlust sah sich Muley Zidan die Belagerung aufzuheben genöthiget und ging wieder nach Marocco zurück. Allein wozu er mit Gewalt nicht gelangen konnte, das suchte er durch List zu erreichen, und Muley Mahomet wurde unglücklicherweise seinem Feinde in die Hände geliefert, es sey nun, daß Zidan einige in Taradunte auf seine Seite gebracht, oder daß der Kaiser, welches wohl das Glaublichste, noch immer ein Verständniß unter Muley Mahomets Parthei gehabt. An einem Freitag ritte letzterer, wie unsre Sclaven uns erzählten, aus der Stadt zur Besichtigung seines Lagers. Bei seiner Zurückkunft stieß er auf die Schwarzen des Alcaide Allebocari, welches kaiserliche leichte Reiter und seine tapfersten Soldaten sind, diese lagen, von dem Muley Zidan hierzu commandirt, im Hinterhalt bei einem Stadtthor, indem die Stadtwache mit Geld bestochen war. Erst glaubte er, es wären Ueberläufer, die ihm ihre Dienste anbieten würden, und ritt deswegen näher zu ih-

nen, als er aber an ihren Bewegungen sahe, daß sie nichts Gutes im Schilde führten, rannte er mit dem Spieß und Säbel in der Hand durch sie hin, und rief: Ich bin Muley Mahomet! Sie antworteten: sie kennten ihn ganz wohl und müßten ihn auf seines Vaters Befehl beobachten. Weil sie nun immer näher auf ihn anrückten, gab er seinem Pferde die Sporen, hieb mit dem Säbel um sich herum, und glaubte durch dieses Manövre die Stadt zu erreichen. Weil aber das Thor verschlossen und die Wache bei allem seinen Schreien und Rufen taub blieb, so merkte er, daß er verrathen war, und fiel daher alles, was sich ihm näherte, wie ein Verzweifelter an. Er haute etliche nieder, denn es dauerte lange, ehe sie sich seiner bemeistern konnten, und der Waffen durften sie sich nicht gegen ihn bedienen, weil es einem jeden bei Lebensstrafe untersagt ist, eines Sherifs Blut zu vergießen.

Endlich gerieth einer auf den Einfall, die vordern Füße des Pferdes abzuhauen, so daß es niedersinken mußte. Bei seinem Falle stießen sie ihr Gewehr in einander und bemächtigten sich seiner auf diese Art, setzten ihn hierauf auf ein Pferd und brachten ihn so nach Marocco.

Muley Zidan empfing ihn mit vielen Freundschaftsbezeugungen und umarmte und küßte ihn. Allein weil der Kaiser gemessenen Befehl gegeben hatte,

ihn nach seiner Gefangennehmung sogleich nach Miquenez zu bringen, mußte er diesem Befehle gehorchen und schickte ihn daher unter Begleitung von fünfhundert Mann dahin ab.

Muley Ismael zog ihm bis Beth, acht deutsche Meilen von Miquenez, entgegen, indem er, aus Furcht eines Aufstandes und um den Vorbitten der Großen und des Volks auszuweichen, sein abscheuliches Vorhaben an diesem seinen Sohne nicht in der Stadt ausüben wollte. Er begab sich mit zweitausend Reitern und tausend Mann Fußvolk auf den Weg. Vierzig Christensclaven sandte er mit einem großen Kessel, hundert Pfund Theer und eben so viel Talk und Oel voraus. Ihnen folgte ein Karren mit Brennholz und sechs Schlächtern, alle mit ihren scharfen Messern in der Hand. Dies fürchterliche Schauspiel setzte ganz Miquenez in Angst, weil daselbst die schreckliche Hinrichtung des Malei noch im frischen Gedächtniß war und eine neue blutige Execution vermuthen ließ. Der Lärm und das Schrekken drang bis in das Innerste des Alcassava, in welchem Muley Mahomets Tochter nebst allen ihren Freunden wehklagte und ihr Gesicht zerrissen. Die Sultanin, die vielleicht innerlich ihre Freude darüber hatte, bezeugte doch äußerlich eben solche Verwirrung, und war die erste unter allen, die dem Kaiser zu Fuße fielen und um seines Sohnes Leben baten. Der Kaiser redete ihnen zu, sich zufrieden

zu geben, weil er seinem Sohn bloß zur Strafe wegen harter gegen ihn ausgestoßner Reden einen Löffel heißes Oel über den Leib gießen lassen wollte.

Unsre Sclaven, denen ihr Kessel trefflich sauer wurde, konnten die ganze Nacht nicht weiter damit als vier deutsche Meilen kommen, worauf derselbe ihnen abgenommen und auf einen Karren gelegt wurde. Die Hälfte Sclaven wurden wieder zurückgeschickt, die übrigen aber vollends nach Beth beordert, wo sie auch alles das, was ich eben jetzt erzählen werde, mit Augen angesehen haben.

Muley Mahomet langte den 14. Julii daselbst an, der Kaiser aber einen Tag später. Er ließ seinen Sohn nicht vor sich kommen, sondern schickte bloß seine Mascarins *) zu ihm, um ihn zu beschimpfen, welche dann in die Trompeten stießen und etliche Salven vor ihm gaben, einige davon waren so grob, daß sie ihm ins Gesicht spien. Endlich begab er sich zu ihm; als ihn der Prinz erblickte, stieg er von seinem Maulesel herunter, fiel auf die Erde und küßte sie, näherte sich hierauf seinem Vater, flehete um Gnade und küßte die Erde vor seinen Füßen noch einmal. Der Kaiser sprach kein Wort, setzte ihm aber den Spieß aufs Herz. Wie nun dieser Unglückliche zu gleicher Zeit den Kessel mit Pech

*) Kaiserliche Leibwache, welche unter Muley Ismael aus den verruchtesten Bösewichtern und Schandbuben bestand.

und Oel nebst den Schlächtern in die Augen bekam, sagte er voll Schrecken zweimal: Um Gottes willen, mein Vater, vergieb mir! Vergieb mir um des heiligen Propheten Mahomets willen! Noch redete der Kaiser nicht eine Sylbe, sondern gab ein Zeichen ihn zu greifen und auf den Karren zu setzen. Zwei Kerle stiegen mit ihm hinauf, hielten ihm den rechten Arm, einer am Ellenbogen, der andre an der Hand, und legten das Gelenk derselben recht auf den Rand des Kessels. Hierauf rief der Barbar einem der Schlächter zu, die Execution zu vollstrecken. Dieser aber, weit menschlicher als sein Herr, trat zurück und sagte: Er wolle seines Kaisers Sohn nicht die Hand abschneiden, sondern lieber seinen Kopf verlieren, der ihm denn auch von dem Kaiser selbst augenblicklich vor die Füße gelegt ward.

Der Kaiser rief hierauf einem andern, der sich aber an des vorigen Beispiel spiegelte und sich auf den Karren schwang. Bei dessen Aufsteigen winkte der Kaiser des Alcaide Bouchafra Söhnen und sagte: Sehet den Hahnrei, der euren Vater umgebracht, die Hand und den Fuß abhauen und merkets ja wohl. Hierauf schnitt der Scharfrichter dem Muley Mahomet die rechte Hand ab, und dieser erduldete dies mit ziemlicher Standhaftigkeit. Allein bei Abhackung seines Fußes brach er in ein heftiges Geschrei aus. Nach dieser

grausamen Execution sagte der Kaiser zu demselben: Merkst du's nun, Caran, daß ich dein Vater bin? Vorher hast du mich nicht gekannt. Fragte hierauf des Bouchasra Söhne, ob sie nun zufrieden wären, und ob sie ihm die Hand und den Fuß abschneiden gesehen? Worauf dieselben antworteten: Ja, allergnädigster Kaiser, wir habens gesehen. Darauf nahm er eine Flinte und schoß den Schlächter, der diese blutige That verrichtet hatte, über den Haufen. Wie dieses der halbtodte Muley Mahomet sahe, sagte er in einem spöttischen Tone: Bemerket doch diesen vortrefflichen Mann! Seht doch und bewundert seine Courage! Er ermordet den, der ihm gehorcht, wie den, der ihm nicht gehorcht! Sein Thun ist lauter Narrheit! Gott aber ist gerecht! Gott ist groß und herrlich!

Nachdem Muley Ismael befohlen hatte, seines Sohnes Fuß und Arm zu Stillung des Blutes in das siedende Pech im Kessel zu stecken, setzte er sich zu Pferde, ließ seinen Mascarins eine Salve geben, und befahl vier Alcaiden bei Verlust ihres Lebens, Muley Mahomet lebendig nach Miquenez zu bringen. Er selbst kam Nachmittags um vier Uhr daselbst an. Als er an das Haus kam, in welches Muley Mahomet gebracht werden sollte, stieg er vom Pferde herunter, verweilte eine Stunde daselbst und

küßte die Erde alle Augenblicke mit Thränen in den Augen, hernach ritt er nach dem Alcassava. Damals war alles still, als aber die traurige Nachricht von Muley Mahomets Bestrafung bekannt wurde, erfolgte ein dergestaltiges Wehklagen, Heulen und Schreien, daß der Kaiser allen Weibern, welche den geringsten Lärm machen würden, mit dem Tode drohete. Etliche Tage, so lange er in dem Alcassava blieb, schwiegen sie still, nach seiner Entfernung aber ging das Jammern und Aechzen von neuem an. Der Barbar, dem dieses nicht verborgen bleiben konnte, wurde hierüber sehr ergrimmt, und schwur, daß das erste Weib, welche ihr Gesicht zerreißen oder nur ächzen würde, erwürgt werden sollte. Er hielt auch sein Wort redlich. Viere derselben, die ihre Betrübniß nicht hatten verbergen können, wurden dessen überwiesen und in seiner Gegenwart erdrosselt. Nur Muley Mahomets Tochter, welche ohnedem hierbei das meiste verlor, konnte ihren Klagen ungestraft nachhängen. Der Kaiser meidete ihre Gegenwart, und entwich, wenn er ihr Daseyn merkte, allemal ins nächste Zimmer. Einer von des unglücklichen Sherifs Söhnen betrug sich wie ein Wahnsinniger, als er seines Vaters Gefangennehmung erfuhr, wie ihm aber dessen entsetzliche Bestrafung zu Ohren kam, stürzte er sich vom Dach seines Hauses herunter und starb.

Muley Mahomet kam Abends um acht Uhr in die Stadt auf einem Maulesel, mit dem Arm in ei-

ner Binde und dem Fuß in einem hölzernen Stiefel, der Kopf aber war mit einem Mantel verhüllt. Man legte ihn sogleich in ein Bette. Den folgenden Tag besuchte ihn die Sultanin mit der Engländerin, doch würdigte er erstere keines Anblicks. Auch gingen die Alcaides und der Abdallah Roussi zu ihm, welcher im Namen seines Vaters sich nach ihm erkundigen mußte. Seine Tochter wurde aber nicht zu ihm gelassen. Die Wunden ließen sich ziemlich gut an, die Wundärzte, welches Christen waren, weil er keine andern haben wollte, thaten ihr möglichstes, und kamen Tag und Nacht nicht von ihm. Sie sagten uns, daß er sich ziemlich ruhig verhielt und daß sie ihm die Zeit mit Erzählung der neuesten Begebenheiten von dem damals unter Europens Herrschern entstandenem Kriege vertreiben müßten. Endlich fingen am zwölften Tage seine Wunden zu stinken an, wie man sich dessen am wenigsten versahe, die Natur wurde schwach und er gab seinen Geist auf. Zu Salee und Cadix sagte man, er sey mit Gift vergeben worden, und dieses war wahrscheinlich, weil er kurz vor seinem Ende sehr aufgeschwollen gewesen seyn soll. Man begrub ihn ohne Gepränge wie den elendesten Mohren. Dem Vernehmen nach hatte ers selbst verlangt, und gesagt: der Kaiser sey nicht mit ihm wie mit seinem Sohne, sondern wie mit dem schlechtesten Sclaven umgegangen.

Doch ließ der Kaiser nachmals ein Monument über sein Grab von vier kleinen Marmelsäulen, un-

ter einem Gewölbe von gemaltem Holze, mit grünen Ziegeln bedeckt, errichten; und damit alles, was ihn an diese schauderhafte Begebenheit erinnern könnte, entfernt würde, schickte er den Muley Sherif mit seines Bruders Kindern nach der Statthalterschaft von Montigara.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Geschichte des Erbprinzen Muley Zidan; Beispiele von seinem blutdürstigen Character schon in der frühesten Jugend, und Anekdoten von einigen an Mohren und Christensclaven verübten Grausamkeiten. Er nothzüchtiget zwei arabische Mädchen und ermordet sie, einige seiner Weiber läßt er in Stücken hauen und den Hunden vorwerfen. Soll von seinem Vater abgeschickt werden, um seinen rebellischen Bruder zu bekriegen, geräth aber, weil er aus Feigheit sich dessen weigert, mit demselben in bittre Streitigkeiten, wird aber doch gezwungen mit der Armee nach Marocco abzugehen, nimmt diese Stadt ein und verübt daselbst ein entsetzliches Blutbad. Folgen seiner Grausamkeiten, schmerzlicher Tod, mit dem er einen Christensclaven aus Verdacht seiner verheimlichten Reichthümer belegen läßt. Seine Macht vermehrt sich und er empört sich wider seinen Vater. Ränke und List, die derselbe gebraucht, um sich seines Sohnes zu bemächtigen, und wie geschickt Zidan denselben auszuweichen gewußt. Derselbe wird endlich auf Veranlassung seines Vaters von seinen Beischläferinnen im Schlafe mit Betten erstickt.

Gräßlicher Tod, mit welchem diese dafür von Zidans Mutter belegt werden. Ehre, die seinem Leichname von Muley Ismael widerfährt, und Anekdote von seiner Habsucht, nebst den gebrauchten Kniffen dieselbe zu befriedigen.

Weil ich des Muley Zidan im vorigen Abschnitte öfters erwähnt habe, so halte ich es nicht für unnöthig, wenn ich dessen Empörung wider seinen Vater und sein endliches Schicksal in der Kürze hier erzähle, da zumal diese Begebenheit Muley Ismaels verschmitzten und listigen Character sehr deutlich darstellt, und einen treffenden Pinselzug zu dem ganzen Gemälde von ihm abgiebt.

Muley Zidan war, wie ich schon vorhin gesagt habe, von Geburt ein Schwarzer und vermuthlicher Nachfolger im Reiche. Nicht als ob er der Erstgeborne gewesen, sondern weil er nach seines Vaters Thronbesteigung der erste Prinz war, der ihm geboren wurde. Das Volk vermuthete sich keine bessere und glücklichere Regierung unter ihm, weil er eben so despotisch und grausam wie sein Vater war.

Schon im sechsten Jahre seines Alters zeigte sich schon sein wilder und barbarischer Character. Als der Alcaide Malei ihn einst auf dem Arm trug, begegnete ihnen ein Beduine oder Araber, den Zidan so-

gleich umbringen wollte und dazu des Maleis Säbel verlangte. Ob ihm nun gleich dieser vorstellte, daß dieses eine einem Sherif ganz unwürdige That wäre, so half doch alles dieses nichts, und Zidan hörte nicht eher mit Schreien und Drohungen, daß er es seiner Mutter sagen wolle, auf, bis Malei ihm den Säbel gab. Doch rieth letzterer dem armen Araber, sobald er den ersten Hieb bekommen hätte, sogleich zur Erde niederzufallen und weder Hand noch Fuß zu regen. Wie Muley Zidan das Blut herausrieseln und den Mann auf dem Boden gestreckt liegen sah, so glaubte er, er habe ihn todtgeschlagen, und that ihm weiter nichts.

Man hat ihn öfters in Miquenez Sclaven und Mohren niedersäbeln sehen, auch suchte er erstere zur Knabenschänderei zu verleiten. Einem französischen Sclaven, Namens Franz Cavin von Honfleur, ließ er fünfhundert Hiebe mit einem ledernen Riemen geben, weil er in seine viehische Geilheit nicht willigen wollte, und da dieser bei seinem tugendhaften Endschluß fest beharrete, ließ er ihn in Stücken hauen und ins Wasser werfen. Er erstach überdies einen andern französischen Sclaven, Paul Talbot, unter dem nichtigen Vorwande, daß er seinen Hund geprügelt habe, und quälte einen andern auf eine schreckliche Art, weil er seine Hunde zu einer Zeit und an einem solchen Orte, wo kein Wasser zu bekommen war, hatte Durst leiden lassen.

Aus folgendem Beispiele will ich beweisen, daß er der kaiserlichen Unterthanen eben so wenig wie der Christen schonte. Ein Brebe oder arabischer Bauer kam mit seinen zwei Töchtern nach Miquenez, um sie dem Kaiser zum Geschenke anzubieten. Dies erfuhr Muley Zidan und bekam sie eher zu sehen als sein Vater; ihm gefiel ihre Schönheit, daher entfernte er ihre Aeltern, nothzüchtigte diese armen Geschöpfe, ermordete sie sodann und warf sie in einen Brunnen. Weil ihm aber bange wurde, daß seine abscheuliche That durch den Gestank entdeckt werden möchte, so befahl er vier Sclaven, (worunter ein gewisser Jean Ladire, von dem ich diese Nachricht erfahren habe,) die Leichname herauszuziehen, sie in Stücke zu zerhauen und in das Flußwasser zu schmeissen. Man hat mir erzählt, daß er mit den schönsten seiner Weiber auf eine eben so unmenschliche Art umgegangen sey, indem er sie gleichfalls in Stücken zerhauen und vor seinen Augen den Hunden vorwerfen lassen.

Der Wein war die Hauptursache seiner viehischen Ausschweifungen, und er hatte sich an denselben so sehr gewöhnt, daß er seine Betrunkenheit nicht verbergen konnte, daher er bei den Mahometanern deshalb allgemein verhaßt war. Bei seinen unordentlichen Schwelgereien war er auch zugleich ein feiger und verzagter Mensch, und sein Vater hatte viele Mühe, um ihn zum Feldzug wider den aufrühreri-

schen Muley Mahomet zu bereden. Anfangs wollte er gar nicht vor dem Kaiser erscheinen, als er aber endlich dazu gezwungen wurde, sagte er seinem Vater gerade frei heraus, daß er sich unmöglich überwinden könnte, das von seinem Bruder damals belagerte Marocco zu entsetzen. Muley Ismael hieß ihn einen Choumeta oder feigherzigen Taugenichts, und sagte: Ich für mein Theil bin alt, die Krone ist bereits dein, ich frage nicht mehr darnach! Sorge für deine eigne Sicherheit und gehe hin und vertheidige deine Rechte! Sollte Muley Mahomet siegen, so wirds um dich und deine Brüder sehr schlecht stehen! Nimm meinen Rath an und bringe deine Zeit nicht mit Saufen und Schwelgen wie bisher zu! Was wird die Welt dazu sagen, wenn du das, was dein Eigenthum ist, durch deine eigne Schuld verlierest? Als nun Muley Zidan fragte, wie viel Mannschaft und Geld er ihm mitzugeben gedächte, und der Kaiser ihm zwölftausend Soldaten und vierzig Centner Silber versprach, so erwiederte er, daß er mit so wenig Leuten nicht dahin marschiren könne. Die Mohren, so er ihm mitgeben wolle, wären nackend, ohne Waffen und vom steten Arbeiten halb todt, und endlich möchte man dies Commando lieber einem erfahrnen Alcaide übergeben. Wie? — erwiederte der ergrimmte Kaiser, — du bist der, dem diese Sache am

nächsten angeht, und dennoch willst du die Führung derselben andern überlassen? Ich merke du hast keinen Muth und verdienst nicht mein Sohn zu heißen! Als Zidan merkte, daß sein Vater in der größten Wuth hierüber war, so hielt er es für rathsam, ihn durch längere Weigerungen nicht noch erbitterter zu machen, stellte sich daher nunmehr sehr bereitwillig und ging mit funfzig Centner Silber und den maroccanischen Truppen seinem Bruder entgegen, wie bereits im vorigen Kapitel weitläuftiger erzählt worden ist. Nach seines Bruders Gefangennehmung belagerte er Taradunte, wohin sich der Rest der geschlagnen Armee retirirt hatte. Er schloß diese Stadt so enge ein, daß während der Zeit an zwanzigtausend Menschen darin Hungers gestorben seyn sollen, so daß am Ende die Belagerten aus Mangel an Nahrungsmitteln die Thore eröffnen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Bei Einnahme derselben richteten Zidans Soldaten ein solches Gemetzel darin an, daß die Gassen voll Blut standen. Diejenigen, die sich am schuldigsten fühlten, wagten das äußerste, um der Gefangenschaft und der entsetzlichen Strafe, die ihrer wartete, zu entgehen.

Bei Eröffnung der Stadtthore suchte jeder an dem Orte, wo die Belagerer am schwächsten, sich durchzuschlagen. Sie fochten alle wie die verzwei-

seltsten Leute, weil einem jeden von ihnen des Alcaide Maleis schreckliche Hinrichtung vor Augen schwebte und sie sich ähnlicher Strafen zu befürchten hatten. Etlichen glückte es zu entwischen und in die Gebirge zu fliehen, die größte Anzahl aber mußte der Ueberlegenheit weichen, wiewohl sie ihr Leben bis auf den letzten Athemzug theuer verkauften und kein einziger von ihnen lebendig gefangen wurde.

Nachdem Muley Zidan seinen Blutdurst befriedigt, war er auch auf Stillung seines Geldgeitzes bedacht, daher er sich alle Mühe gab, um seines Bruders Schätze zu entdecken. Dieses gelang ihm auch durch Hülfe eines Sclavens aus Bretagne, Namens Franz Thomas, der sie ihm gegen das Versprechen seiner Freiheit offenbarte. Doch wurde ihm seine Dienstfertigkeit schlecht belohnt, denn statt daß er vorher Muley Mahomets Sclave gewesen war, der ihn vermöge seines sanften Characters sehr gelinde behandelt hatte, wurde er der Sclave des Muley Zidans und empfand nunmehr erst das Traurige des Sclavenlebens zu seinem größten Unglück.

Der Sieger begnügte sich mit den aufgefundnen Schätzen keineswegs, sondern ließ aufs schärfste untersuchen, wer bei Plünderung der Stadt etwas an sich gebracht hatte. Hierdurch geriethen die Christensclaven in die größte Gefahr. Auf einen französischen Barbier warf man den Verdacht, daß er etwas An-

sehnliches auf die Seite gebracht habe, man suchte seine Sachen sehr genau durch, und als man unter denselben nichts vorfand, so ließ ihm Muley Zidan, welcher glaubte, daß er die reine Wahrheit nicht gestehen wolle, den Bart, Mund, Nase und Ohren voll Zündpulver stopfen und anbrennen, wodurch dieser Unglückselige auf die schmerzlichste Art seinen Geist aufgeben mußte.

Als das Gerücht von der Eroberung der Stadt Taradunte und von dem gräßlichen daselbst vorgefallenen Blutbade nebst der den Soldaten ertheilten Freiheit im ganzen Lande zu plündern und zu morden erschollen war, gerieth dadurch alles in den größten Schrecken. Die Araber flohen mit Verlassung alles des Ihrigen ins Gebirge und in die Felsenhöhlen, und obgleich die Stadt Santa Cruz weit genug von dem Kriegsschauplatz entfernt lag und gehörig befestigt war, so war doch Furcht und Angst darin so groß, daß alles flüchtete. Der Gouverneur war der erste, welcher mit hundert Pferden sich in das Gebirge Haab retirirte, und die Einwohner folgten seinem Beispiele. Etliche flohen in die Wüste, andre gingen mit den christlichen Kaufleuten sammt allen vorhandenen Renegaten zu Schiffe nach den Canarischen Inseln. Wir sahen zwölf dieser flüchtigen Mohren zu Cadix, welche uns versicherten, daß niemand als ein blinder Jude und eine alte betagte Mohrin in Santa Cruz geblieben wären. Die, wel-

che nicht weit geflüchtet waren, kehrten, nachdem sich die Furcht bei ihnen etwas gelegt hatte, wieder in die Stadt zurück. Nicht lange darauf ließ auch Muley Zidan an allen Orten öffentlich bekannt machen, es sollte keiner Seele etwas weiter gethan werden, ja, es möchten auch die christlichen Kaufleute ihren Handel im Königreiche Suz und Marocco wie vorhin ungestört fortsetzen und nicht mehr Tribut wie vorher bezahlen. Dieser Befehl war auch nicht ohne Wirkung, denn Einheimische und Fremde gingen wieder ihrem Erwerbe nach, Zidans Armee wuchs durch die ihnen verstattete Freiheit täglich, seine Schätze vermehrten sich, Handel und Wandel kamen wieder in ihren vorigen Schwung und seine Macht nahm von Tage zu Tage zu.

Es dauerte nicht lange, so wurde der Kaiser auf ihn mißtrauisch, es verdroß ihn sehr, daß Zidan sich seine Armee zu eigen machte und die Einkünfte von Marocco und Taradunte in seinem Nutzen verwandte. Er fand es daher für rathsam, ihn unter mancherlei Vorwande zurückzurufen, allein Zidan, der diesen Kniff merkte, wich immer auf eine feine Art aus. Sein Vater ließ ihm sagen, daß er ihn seiner Unentbehrlichkeit halber gern in der Nähe an seinem Hofe haben möchte, allein Zidan antwortete, seine Person wäre in dem Königreich Marocco zu Bändigung der Rebellen weit nothwendiger und unentbehrlicher. Das schlimmste für den Kaiser war, daß er

ihm nicht mit Macht zu Leibe gehen konnte, weil Zidan seine besten Truppen, die noch dazu durch Mahomets geschlagene Armee sehr verstärkt worden waren, bei sich hatte.

Endlich gerieth er auf den sonderbaren Entschluß sich todtkrank zu stellen, um dadurch den Muley Zidan in seine Residenz zu locken. Die Sultanin Zidana, Zidans Mutter, schrieb mit eigner Hand an ihren Sohn, sich heimlich nach Miquenez zu machen, damit er bei des Kaisers Tode der nächste und erste wäre, sich des Thrones und der Schätze bemächtigte, wobei sie noch zusetzte, daß wenn ihm irgend einer seiner Brüder zuvorkäme, es um ihn geschehen sey, auch verlange ihn der Kaiser noch vor seinem herannahenden Ende zu sprechen, weil er ihm noch viel Heilsames für die Zukunft entdecken wolle. Allein Muley Zidan antwortete ganz kaltsinnig: Auf meines Vaters Worte ist nicht zu bauen, denn er hat die dem Alcaide Malek und meinem Bruder gethanen Versprechungen sehr schlecht gehalten, und ich befinde mich überhaupt am sichersten bei meiner Armee.

Der Kaiser, um seines Sohnes Standhaftigkeit zu ermüden, blieb jedoch immer unsichtbar, und ließ sich auch nicht einmal im Innersten seines Alcassava sehen. An seiner Statt regierte die Sultanin, sie

stellte Befehle aus, trieb die Arbeiter an, und die armen Sclaven hatten es um nichts besser unter ihr. Hierüber entstanden große Bewegungen unter dem Volke, viele glaubten an die erdichtete unheilbare Krankheit, viele aber vermutheten auch die schlaue Absicht, die hierbei verborgen lag. Muley Zidan blieb aber bei seinem Benehmen und erwartete den Ausgang mit ruhigem Gemüthe. Auf ein zweites von seiner Mutter erhaltenes Schreiben, worin sie ihn bat, ja nicht länger mit seiner Ankunft in Miquenez zu zaudern, da sein Vater in letzten Zügen läge, antwortete er bloß mit den Worten: Mein Vater mag gestorben seyn oder noch leben, ich verlasse die Armee nicht. Wird er wieder gesund, so wird michs freuen, stirbt er aber, so habe ich schon hinlänglich dafür gesorgt, daß mir die Krone nicht entgehen kann.

Unterdessen wurde das Gemurre unter dem Volke immer lauter, und alles schien eine nahe Empörung anzukündigen. Wie dieses die Sultanin erfuhr, so setzte sie sich in einen Wagen, nahm einen Speer in die Hand und ließ einen Säbel vor sich her tragen. Um sie her ritten verschiedene Verschnittene, welche, um ihre Autorität zu zeigen und um den Pöbel zu schrecken, auf ihren Befehl einen Schwarzen, der ihnen im Wege stand, ermorden mußten. Wie das Volk die Kaiserin in einem solchen Aufzuge sahe,

so zweifelte es nicht länger an des Kaisers Tode. Hierbei erinnerte man sich, daß die Kaiserinn verschiedenemale gesagt habe, sie wolle sich des Throns bemächtigen, und man würde ein Weib in Africa eben so glücklich und unumschränkt regieren sehen, wie die Königin von England. Daher verursachte dieses alles einen dergestaltigen Auflauf, daß der Kaiserin hierüber bange wurde und sie voll Schrecken in das Aleassava wieder zurückkehrte. Die Mohren drangen ihr in dicken Haufen nach, erstaunten aber nicht wenig, als sich Muley Ismael auf einmal zeigte und durch sein Erscheinen alles zittern machte.

Die Nachricht von des Kaisers Aufleben verbreitete sich in der größten Schnelligkeit durchs ganze Reich. Die Mißvergnügtesten mußten aus Klugheit hierüber ihre Freude öffentlich bezeugen. Alle Alcaides und Gouverneurs der Vestungen begaben sich nach Miquenez, brachten ansehnliche Geschenke mit und wünschten dem Kaiser Glück. Bei dieser Gelegenheit zeichneten sich alle Christensclaven, vor denen die Missionairs hergingen, dermaßen aus, daß der Kaiser öffentlich sagte: Die Christen liebten ihn mehr als seine eign'n Unterthanen. In dem Garten des Sherif Zidan, in welchem ein Canal war, brennten sie ein Kunstfeuer ab, das aus einem Schiff, einer Galeere und einem Baume bestand, um welchen ein Vogel herumflatterte und mit dem aus seinem Schnabel speienden Feuer einen an-

genehmen Kreis machte. Dies gefiel den Mohren außerordentlich, denn sie hatten noch nie so etwas gesehen.

Der Kaiser würde auch weit vergnügter gewesen seyn, wenn er sich nicht darüber, daß durch seines Sohnes Standhaftigkeit und Klugheit alle Ränke und Unternehmungen vernichtet worden, sehr gekränkt hätte. Dieser regierte, ohne daß er sich den Titel Kaiser oder König beilegte, unumschränkt, und brauchte zu dieser seiner Unabhängigkeit den Vorwand, daß er die Völker in Unterthänigkeit gegen seinen Vater erhalten und sich zugleich der Erbfolge gegen die Ansprüche seiner Brüder versichern müsse. Er würde auch bis an seines Vaters Ende sich in diesem unabhängigen Zustande erhalten haben, wenn ihn nicht sein unbändiger Hang zum Trunke ins Unglück gestürzt hätte. In der Besoffenheit schonte er keinen Menschen, wer ihm zuerst in den Weg kam, wurde ermordet, welches unglückliche Loos sogar seine Weiber betraf, daher diese elenden Geschöpfe in steter Angst leben mußten. Der Kaiser, dem dieses nicht verborgen bleiben konnte, sann sogleich darauf, wie er diese Schwachheit seines Sohnes und der Weiber Mißvergnügen zu dessen Untergang benutzen könne, er unterhielt daher mit den Unzufriedensten derselben ein heimliches Einverständniß, und so wurde Zidan den 25. Sept. 1707, da er sich bei einigen von ihnen durch den Beischlaf sehr abgemattet und

darauf ganz vollgesoffen hatte, von selbigen in seinem eignen Bette erstickt.

Sobald der Kaiser von dessen Tode Nachricht erhalten hatte, so gab er schleunigen Befehl, sieben von Muley Zidans Beischläferinnen, nebst einem genuesischen Kaufmanne, der ihm Wein und starke Getränke zu seiner Völlerei geliefert hatte, nach Miquenez zu schaffen. Man brachte sie in Ketten dahin, die Beischläferinnen wurden der Willkühr der Sultanin Zidana überlassen, welche, um ihres Sohnes Tod zu rächen, drei von ihnen erdrosseln ließ, nachdem man ihnen vorher die Brüste abgeschnitten und sie dieselben aufzuessen genöthiget hatte. Bei der schrecklichsten Pein schrien diese Armseligen: Wir haben ohne des Kaisers Befehl nichts gethan!

So mißvergnügt auch Muley Ismael mit seines Sohnes Betragen war, so bewog ihn doch die große Achtung, die er gegen die Sultanin hegte, demselben ein ehrenvolles Begräbniß zu gestatten. Er ließ daher seinen Körper einbalsamiren und von Taradunte unter Begleitung von sechstausend Reutern nach Miquenez bringen. Als man damit an die Gebirge von Tudela kam, setzten sich die Bewohner derselben zur Wehre und wollten diese Reuter nicht durchlassen, fragten auch nichts darnach daß man ihnen mit des Kaisers Rache drohete, indem sie sich

auf ihr festes und ganz unzugängliches Lager verließen. Man fand also hierbei am rathsamsten, sich mit ihnen zu vergleichen, und gab ihnen zweitausend Thaler für den Durchzug. Nach der Ankunft in Miquenez wurde der Leichnam mit großen Feierlichkeiten in das Begräbniß der Sherifs beigesetzt.

Nachher machte der Kaiser sein Grab zu einem Heiligthum, erbaute eine Mosquee daselbst, und befahl, seinen Sohn als einen Heiligen zu ehren. Man achtete aber hierauf sehr wenig, denn niemand war ihm gewogen, und versprach sich unter ihm eben eine so schlimme Regierung als unter seinem Vater. Die Art, wie Muley Zidan von den Christen Geld erzwang, und der Vorwand, den er dazu brauchte, war manchmal sonderbar, wovon folgende Anekdote zum Beispiel dienen kann. Ein französischer Kaufmann, Namens Chape de Laine, führte zu Salee einen großen Handel und gerieth dadurch in den Verdacht des Reichthums. Der dortige mohrische Gouverneur beschuldigte ihn daher, als habe er von Mahomet und seinem Gesetz übel gesprochen, führte auch sieben Zeugen auf, die dieses mit angehört haben sollten, weshalb also dieser Kaufmann kein andres Mittel zu seiner Rettung fand, als daß er dem Gouverneur eine beträchtliche Summe Geldes gab. Durch dieses Mittel änderte sich die ganze Sache, der Bassa verwarf von den sieben nach den mahometanischen Gesetzen erforderlichen Zeugen drei, indem

der eine Wein getrunken, der andre ohne reine Leinewand in die Mosquee gegangen, und der dritte, gleich den Christen, seinen Urin aufrecht stehend von sich gelassen. An allen diesen drei Dingen scandalisiren sich die Mohren, und also kam der Kaufmann wieder in Freiheit. Allein diese Sache blieb nicht verschwiegen, und kam dem Muley Z'dan, der damals noch keine Stelle bekleidete, in Miquenez zu Ohren, dieser schickte sogleich vier Schwarze dahin ab, ihn nach Miquenez zu bringen, und ihm vorläufig bekannt zu machen, daß er daselbst wegen ausgestoßener Gotteslästerungen lebendig verbrannt werden solle. Der Gouverneur zu Salee und die dortigen christlichen Kaufleute merkten sogleich, worauf es abgesehen wäre, hielten daher fürs beste, den Sherif mit Geld abzuspeisen, welches sich jedoch unter zweitausend Thalern nicht thun ließ. Wie Chape de Laine diese Geldsummen zusammengebracht und dem Zidan überschickt hatte, so hörte man weiter nichts von seiner Bestrafung.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Hoffnungen, die dem Verfasser durch einen französischen Kaufmann zur Sclavenerlösung gemacht werden. Die Talbes von Fez schicken einige aus ihren Mitteln an den Kaiser, die ihm seine schlechte Regierung vorwerfen und ihm zu einer bessern anrathen; Streit, den er dieserhalb mit ihnen gehabt, und die an denselben genommene barbarische Rache. Reise nach Miquenez; Schilderung des Alcaide Gazi, eines kaiserlichen Ministers; Audienz bei dem Kaiser; sonderbarer Vorfall, der sich mit einem Missionair bei Muley Ismael zugetragen. Der Verfasser muß sich unverrichteter Sache von dem Kaiser entfernen und Ursache dieses unglücklichen Zufalls; strenger Befehl, der Busnot abzureisen nöthiget; unglücklicher Vorfall, der ihm und seinen Gefährdten unterwegens in einem Dorfe begegnet. Die Gesellschaft wird um Mitternacht von Räubern angefallen, die aber glücklich verjagt werden; fernere Begebenheiten auf der Reise; der Verfasser kommt endlich wohlbehalten in Salee an. Trauriges Schicksal zweier französischer Familien in dem maroccanischen Reiche; ein Mitglied derselben wird lebendig verbrannt. Entsetzliche Bestrafung der kaiserlichen Leibwache wegen eines Versehens; Anekdoten von den mohrischen Heiligen, deren Betrügereien und ärgerlichen Lebenswandel; einem besoffenen Mohren wird das Gehirn entzweigeschlagen; Zufall, durch welchen noch neun Sclaven von dem Kai-

ser freigegeben werden; Rückreise des Verfassers nach Cadix.

Wir kannten nunmehr den Character und die Absichten des Kaisers von Marocco und seiner Höflinge zur Genüge, indem sie bloß die Audienzen vervielfältigten, um desto mehr Geschenke von uns zu erhalten, und machten daher uns in Cadix wenig Hoffnung einige Sclaven weiter ranzionirt zu bekommen. Alle Anstalten zu unsrer Rückreise waren getroffen, als wir von einem französischen Kaufmann, Namens Stephan Pillet, Briefe aus der Barbarei erhielten, worin uns dieser berichtete, daß er mit Muley Ismael (von dem er uns einen Paß beilegte, wodurch wir den freien Eintritt in seine Länder erhielten) einen neuen Accord der Sclavenranzion wegen getroffen hätte. Wir hielten es daher für unsre Pflicht, diese gute Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, gingen daher, nach vorher erhaltenen neuen Instructionen, unter die Segel, und kamen nach vier Tagen in Salee an. Man bezeugte daselbst über unsre Ankunft eine solche Freude, und machte uns so große Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs unsrer Absichten, daß wir kaum glauben konnten in einem barbarischen Lande zu seyn. St. Pillet, der unsrer mit Schmerzen erwartet hatte, bejahete alles dieses, und schickte sogleich einen Eilboten an den Kaiser, der

unsre Ankunft berichten mußte. Man schmeichelte uns überdies, daß wir den Muley Ismael viel nachgiebiger antreffen würden, da ihm vor zehn oder zwölf Tagen ein Talbe einen derben Verweis über seine Regierung gegeben habe.

Die Talbes von Fez sahen mit Schmerzen, daß sie und das Volk durch die unzähligen Auflagen ganz ausgesogen würden, und ihr Vaterland, das fruchtbarste und volkreichste der ganzen Barbarei, dadurch dergestalt verwüstet und zu Grunde gerichtet würde, daß alle Bewohner desselben sich in das algierische Gebiet zu ziehen gezwungen wären. Sie beschlossen daher unter sich, daß etliche von ihnen sich zu dem Kaiser verfügen, demselben den elenden Zustand des Königreichs Fez vorstellen und um Erleichterung der ihnen aufgebürdeten Lasten antragen sollten. Viere der einsichtsvollsten und patriotischsten begaben sich hierauf nach Miquenez, baten um Audienz bei dem Kaiser, und erhielten sie auch sogleich, weil dieser ansehnliche Geschenke von ihnen vermuthete.

Der Eifrigste unter ihnen, den sie zu ihrem Sprecher gewählt hatten, trat ohne das geringste Präsent ganz nahe zum Kaiser und verwies ihm mit der größten Beherztheit seinen Geiz, durch den er alle seine Unterthanen ins Verderben stürze, und keinen andern Nutzen dabei habe, als bloß todte Schätze zu häufen, die niemanden von seinen Unter-

thanen Vortheil verschafften. Hierbei vergaß dieser Rechtschaffne auch nicht, ihm seine unerhörte Grausamkeit vorzurücken, durch welche er sich bei allen Nationen gehässig und als einen Tyrannen verschrien mache. Er sagte zu ihm, er solle doch bedenken, daß ihn seine Unterthanen jederzeit respectirt und ihm mehr als sie schuldig gewesen bezahlt hätten, da sie es doch nicht befugt gewesen wären, weil er ein Usurpateur wäre, der sich der Herrschaft ungerechterweise angemaßet habe. Er möchte daher ernstlich auf seine Besserung bedacht seyn, wenn ihn nicht anders die von Gott und seinem Propheten den Sündern angedroheten Strafen treffen sollten.

Der Kaiser wurde über diese nachdrückliche Verwarnung dermaßen ergrimmt, daß er seine Farbe veränderte, ohne Antwort aufstand und davongehen wollte. Allein der Talbe hielt ihn bei seinem Caftan, worauf er den Säbel ziehen wollte, dieser aber sagte: Ich halte dich im Namen Gottes und seines Propheten. Ich fürchte den Tod nicht, ich komme, ihn von deiner Hand zu empfangen, damit ich Gott und seinem Propheten Nachricht von deinem abscheulichen Leben bringen kann! Höre mich doch! Der Kaiser blieb voller Zorn still stehen, wie aber der Talbe anfing, wo er es gelassen hatte, ging er sehr schnell zur Thür hinaus, ohne sich jedoch, seiner Gewohnheit nach, an dem Talbe

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

zu vergreifen. Dieser aber kehrte mit seinen Gefährdten wieder nach Fez zurück, wo ihnen ein kaiserlicher Befehl auf dem Fuße nachfolgte, in welchem verordnet war, dem Sprecher den Arm, womit er den Kaiser angehalten, abzuhauen, sie alle zusammen aber auf die schmerzlichste Art hinzurichten. Man erzählte uns bei dieser Gelegenheit, daß er im Jahre 1681 drei andre, die ihm gleichfalls seine üble Regierung verwiesen, den Löwen habe vorwerfen lassen.

Man berichtete uns schleunigst von Miquenez, daß der Kaiser auf uns mit Ungeduld laure und daß er sich wegen uns öfters der Worte bedienet habe: Wir warteten so lange! doch fanden wir nachgehends, daß es ihm mehr um unsre Geschenke als um einen Tractat mit uns zu thun gewesen war.

Wir reisten den 25. Juli 1708 in Gesellschaft des französischen Consuls, des St. Pillet und einiger andrer französischer Kaufleute von Salee nach Miquenez ab. Den 27. kamen wir in dem Dorfe oder Adouar, der Ulmbaum insgemein genannt, welches vier deutsche Meilen von der Residenz liegt, an, und trafen daselbst zwei portugiesische Mönche, Benedictiner Ordens, an, die drei Sclaven bei sich hatten. Sie erzählten uns zu unsrer größten Freude, daß alles daselbst im erwünschtesten Stande sich befände, und wir wohl alle französische Sclaven bekommen würden. Nach eingenommenen Erfrischun-

gen begaben wir uns wieder auf den Weg und kamen Abends in Miquenez an, wo wir unser bestimmtes Haus in dem Judenviertel bei einem Schwager des Maimotans, des Oberhaupts derselben, bezogen

Der Alcaide Gazi war derjenige, dessen sich St. Pillet zu Erneuerung des Tractats bedient hatte, und dieser machte uns auch in Begleitung dreier von der Leibwache im Namen des Kaisers das erste Compliment. Dieser Alcaide ist ein Mann, der Muley Ismaels Befehle blindlings befolgt, und sogleich seine Stelle vertritt, wenn er mit Kopfabhauen und Niedersäbeln seiner Unterthanen und Sclaven müde ist, mit einem Worte, der erste Scharfrichter im Lande. Er ist dem äußerlichen Scheine nach ganz uneigennützig, sehr höflich gegen die Christen, und bot uns seine Dienste öfters an. Allein man konnte sich auf ihn in keinem Stücke verlassen, denn er that, es mochte nun aus Verstellung oder aus Dummheit oder Furcht herkommen, nicht das mindeste, wenn er merkte, daß etwas dem Kaiser nicht angenehm seyn konnte.

Den Tag darauf bekamen wir früh morgens den Befehl zur Audienz zu kommen, weil der Kaiser unsrer erwarte. Wir fanden uns mit den Geschenken ein und trafen den Benache und den Andalous, deren wir schon anfangs erwähnt haben, unter den

Thoren des Alcassava an. Kurz darauf erschien der Alcaide Gazi, machte uns eine Verbeugung und sagte ganz kaltsinnig: Wir hätten wohl gethan, wenn wir mit dem Pater Jacob hergekommen wären; worauf wir zur Antwort gaben, daß wir uns befohlnermaßen eingestellt hätten, der Pater Jacob tractire mit dem Kaiser wegen spanischer, wir aber wegen französischer Sclaven.

Dieser Pater Jacob war oberster Missionarius zu Miquenez und hatte von unsern Patribus in Spanien funfzigtausend Stück von Achten zu Ranzionirung der spanischen Sclaven bekommen. Mit dem Kaiser hatte er einen Handel abgeschlossen, der ihm gegen Erlegung dieser Summe zweihundert Sclaven freizugeben versprach, wovon jedoch nur die ältesten dazu kommen sollten.

Andalous, der spanische Renegat, dem das Geschäft, die Sclaven auszusuchen, aufgetragen worden war, handelte jedoch hierbei mehr nach seinem Eigennutz, und wählte bloß solche, die ihm ein Stück Geld geben konnten. Ein alter spanischer Sclave, der schon lange in der Gefangenschaft geschmachtet hatte, und welcher bemerkte, daß ihm das Loos, ungeachtet er einer der ältesten war, nicht treffen sollte, beklagte sich deshalb beim Andalous, und als dieser darauf nicht hörte, lief er zu dem Kaiser, that ihm einen Fußfall und sagte: Pater Jacob und

Sidi Achmet (so hieß der Andalous auf mohrisch) hätten seinem Befehle nicht gehorcht, und letzterer habe die ältesten, wie man an seinem Exempel sehen könne, nicht ausgesucht, weil er ihm nichts habe zum Geschenk geben können. Dies verdroß Muley Ismael dergestalt, daß er in Pater Jacobs Gegenwart diese zweihundert Sclaven vor sich bringen ließ, und den Befehl ertheilte, sie sämmtlich niederzusäbeln. Schon streiften die Schwarzen von der Leibwache ihnen die Kleider bis ans Futterhemde ab, und wollten diese Unglücklichen, zufolge des Kaisers Willen, der sich unterdessen hinweg begeben hatte, aufopfern, als einer von ihnen die andern davon abhielt, und ihnen vorstellte, dem Kaiser könne dieser Befehl, wenn sich sein Grimm gelegt hätte, leicht reuen, käme dann sein Gegenbefehl zu spät, so würden sie selbst diese allzugeschwinde Niedermetzelung, die so sehr wider sein Interesse lief, mit ihrem Leben bezahlen müssen. Und so geschahe es auch, wie dieser verständige Mann vorausgesagt hatte. Der Kaiser schickte Gegenbefehl, diese armen Leute zu verschonen, und diese trugen keinen weitern Schaden davon, als daß sie ihre Kleider einbüßten und wieder zu ihren Fesseln zurückkehren mußten.

Während dieses Sturms hatte sich Andalous versteckt, weil es sonst auch um sein Leben geschehen gewesen wäre, allein er kannte des Kaisers Temperament gar zu sehr. Wie der Kaiser wieder besänf-

tiget war, erhielt Pater Jacob endlich aus besondrer Gnade hundert alte ausgemergelte Sclaven, statt der erkauften zweihundert, und aus Großmuth noch sieben drüber für die bei den Audienzen mitgebrachten Geschenke.

Unter der Zeit, da wir auf den Kaiser warteten, wollten die Alcaides durchaus unsre Präsente sehen. Diese bestanden aus einem Diamant, sechshundert Speciesthaler werth, einem Smaragd, einem Topasen, drei Schnüren Perlen, einem Stück scharlachnen Tuch und einer englischen Uhr. Der Werth dieser Pretiosen war zweitausend, zweihundert Stück von Achten. Indem sie diese Sachen bewunderten und lobten, erschien der Kaiser, worauf sich Andalous und Maimotan ohne uns ein Wort zu sagen heimlich wegstahlen.

Der Kaiser setzte sich auf ein ledernes Kissen bei einem Thore, Famous genannt. Wie wir ihm die gehörigen Verbeugungen gemacht hatten, so hieß er uns näher treten, damit wir unter dem Schatten der Mauer, unter der er saß, uns vor der drückenden Sonnenhitze schützen könnten. Damals sahen wir seinen zweizackigten, ganz weißen Bart, denn er hatte jetzt kein Tuch übers Gesicht, wie bei unsrer ersten Audienz. Wir machten den Anfang mit Auslegung unsrer Geschenke, und gaben ihm die drei Ringe und Perlenschnüre offen, denn das übrige

war eingepackt. Er legte die Perlenschnüre neben sich und steckte die Ringe an den Finger. Die ganze Zeit der Audienz über küßte er dieselben, hob die Perlenschnuren auf, besichtigte sie und legte sie wieder hin. In diesem Benehmen glaubten wir vortheilhafte Gesinnungen gegen uns anzutreffen, allein er sahe uns an und sagte: Die Franzosen sind keine Leute von Worten, man hat mir schon lange viere meiner Unterthanen versprochen, allein sie sind noch immer auf den Galeeren! Wir versetzten, diese vier Mohren hätten bereits ihre Freiheit erlangt, und die Ursache ihres so langen Aussenbleibens wäre diese, daß sich die Schiffer weigerten wegen der feindlichen Capers zur See zu gehen. Doch sollten sie sofort herüberkommen, wenn das Meer nur einigermaßen sicher wäre. Hierauf antwortete er in einem sehr verdrüßlichen Tone: Pater Jacob, mein Vasaile, bringt mir von Zeit zu Zeit kostbare Geschenke, dagegen er denn je und je Sclaven, bisweilen auch nichts bekömmt. Ihr aber wollt auf einmal alle Sclaven eurer Nation mit wegnehmen. Dies gefällt mir nicht! Wir sagten, es käme uns nicht zu, ihm Gesetze vorzuschreiben, wir wollten nur gern soviel Sclaven ranzioniren als ihm beliebte, und wären bloß auf sein kaiserliches Wort hergekommen. Nein, antwortete er ganz kurz, das kann nicht seyn. Ich habe Pater Jacob

zugeschworen, keiner Nation einen Sclaven ohne des Cardinals Portocarero Vorbitte zu geben, ich will mein Wort halten, und ihm dadurch beweisen, daß ich sein guter Freund bin und Achtung für ihn hege! Bedankte sich hierauf für unsre Geschenke, stand ohne weitern Bescheid auf, gab die Perlenschnuren einem seiner schwarzen Zwerge und befahl ihm, den folgenden Tag wegen des Handels mit uns zu reden und uns nicht mehr zu geben, als unsre Präsente werth wären. Sodann ging er fort, und trug dem Benache auf, uns zu Beschützung wider die Sonnenhitze durch den Hof des Alcassava unter einen Schwibbogen zu führen, welcher eine halbe Stunde lang und den Hof in zwei Theile theilet. Man erhob dieses als eine Ehre, die er noch keinem Christen zugestanden, da wir doch nicht viel daraus machten, weil wir mit so schlechtem Erfolg abgefertigt worden waren.

Wir blieben sechs Tage in Miquenez, binnen welcher Zeit die uns hinterbrachten Nachrichten bald niederschlugen, bald aufrichteten. St. Pillet, dessen Unterhandlungen, wie er uns versprochen hatte, nicht nach Wunsch ausgefallen waren, war in steter Bewegung, besuchte die Alcaides, tractirte mit Andalous und Maimotan, und bemühete sich die Sultanin und die Engländerin für uns zu stimmen. Eine Schwarze that uns im Namen der Sultanin gute

Anerbietungen, wir gaben ihr ein kleines Geschenk und versprachen ihr ein größeres, wenn sie die Sultanin für uns geneigt machen wollte, und sie machte uns die besten Hoffnungen. Die Engländerin schickte nach den St. Pillet und Maimotan, die sich dann sofort im Alcassava einfanden. Sie sprach mit ihnen durch eine Thüre und deutete ihnen an, daß der Kaiser mit unsern Verehrungen nicht zufrieden sey, die Sultanin und sie hätten mit ihm sehr viel zu unserm Besten gesprochen, allein er hätte sie sehr spöttisch gefragt, ob die Patres ihre Gunst durch kleine Perlen gewonnen hätten, wie sie sie ihm gegeben, und dadurch für ein kleines Kind gehalten hätten. Darauf hätten sie geantwortet, es wäre ihnen nichts gegeben worden, sie hätten auch bei diesem Handel keine andre Absicht, als seine auf den französischen Galeeren schmachtenden Unterthanen zu befreien, und glaubten, daß sie damit ein Gott gefälliges Werk thäten. Endlich schloß die Engländerin damit, daß sie sich alle erdenkliche Mühe geben wolle, um für uns eine glückliche Audienz zu erhalten. Es schien auch, als wenn sie ihren Endzweck nicht verfehlt hätte, denn man schmeichelte uns an allen Orten, daß wir unsre Absicht beim Kaiser erreichen würden. Wir machten uns den 2. August 1708 dazu fertig, allein Muley Ismael kam den ganzen Tag nicht zum Vorschein.

Den andern Morgen stellten sich die Alcaides ein, und bedeuteten uns, daß wir die nöthigen An-

stalten treffen möchten, weil wir dem Anschein nach wenigstens die Hälfte unsrer Sclaven bekommen würden. Wir bekamen durch diese Nachricht wieder neues Leben, als wir uns aber zur Audienz anschickten, kamen Benache und Andalous zu uns, und befahlen uns im Namen des Tyrannen, daß wir, bei Strafe lebendig in unsern Häusern verbrannt zu werden, Miquenez verlassen sollten.

Dieser Donnerschlag setzte uns in die äußerste Bestürzung und Verwirrung. Wir beschlossen unter einander, des Kaisers ungemeinen Geldgeiz durch Anerbietung größerer Geschenke nicht noch mehr zu reizen oder ihm einen neuen Vorwand zu Plagung der Kaufleute und Sclaven an die Hand zu geben. St. Pillet bat uns inständigst, uns sogleich wegzubegeben, und versicherte uns, daß unsre Abreise ihm Gelegenheit geben würde mit dem Kaiser zu sprechen und durch seine Vorstellungen ihm für unser Gesuch geneigter zu machen. Unser Aufbruch bewirkte in Miquenez eine allgemeine Sensation. Die französischen Sclaven, die sich am Ziele ihrer Wünsche versetzt zu seyn glaubten, waren untröstlich und voller Verzweiflung, und die Mohren fluchten ihrem hartnäckigen und treulosen Kaiser alles Unglück auf den Hals, weil ihre Hoffnung einer schnellen Auswechselung ihrer guten Freunde und Verwandten gegen unsre Sclaven dadurch vernichtet war. Wir reisten also auf unsern Maulthieren unter dem Wehklagen

der verlassenen Christen und Murren der mißvergnügten Mohren ab, und dies geschah so schleunig, daß wir nicht einmal etwas zu unsrer Beköstigung mitnahmen, daher wir in dem Ulmenbaumdorfe von etlichen Sclaven das wenige, was sie an Brodt und Wasser uns anboten, anzunehmen genöthiget waren. Doch vergalten wir es ihnen den andern Tag darauf, als der Pater Guardian uns sehr liebreich mit den nöthigen Lebensmitteln versorgte.

Wir hatten uns vorgenommen, in diesem Dorfe zu bleiben, weil wir uns auf St. Pillets Versicherungen verließen, und immer noch glaubten, daß wir wieder nach Miquenez geholt werden würden, allein ein unvorhergesehener Zufall bewog uns, zu Verhütung größeren Unglücks, eiligst uns wegzubegeben. Es entstand nemlich in dem Dorfe, wo wir waren und welches dem Kaiser gehörte, eine unvermuthete Feuersbrunst. Ohnerachtet es nun ohne unsre Anstalten und unsrer Knechte Hülfe gänzlich abgebrannt seyn würde, indem die Häuser bloß aus Schilf und Stroh bestanden, so hätte man doch unfehlbar die Schuld auf uns gewälzet, daher packten wir nach Mitternacht unsre Sachen auf und reisten sofort nach Salee.

Den folgenden Tag, als den 7. August, berichtete uns St. Pillet durch einen Boten, daß er mit dem Kaiser gesprochen und ihm vorgestellt habe, daß

wenn er kein Mitleiden mit ihm hätte, er gänzlich zu Grunde gerichtet wäre, denn er hätte sich wegen des Erfolgs der Sclavenranzionirung gegen seinen König und seine Nation zu verantworten, indem er und nicht die Patres dafür haften müsse, denn diese wären nur auf sein Verlangen zu Abholung derselben ins Reich gekommen. Hierauf habe ihm der Kaiser geantwortet: Du mußt dich gedulden, ich will dir für die Geschenke deiner Patres fünf Christen verehren und noch zwanzig von den ältesten an dich verkaufen.

Auf diesen mäßigen Trost wurden wir durch einen neuen Lärm beunruhiget. Ohngefähr um Mitternacht, als wir in unsern Zelten im tiefsten Schlafe lagen, entstand plötzlich unter unsrer Reisegesellschaft ein großes Getümmel. Fünf arabische Räuber hatten sich heimlich unter uns eingeschlichen, wurden aber von einem Juden und einem unsrer Wächter entdeckt, daher sie, wie sie sahen, daß alles zum Gewehr griff, in den nächsten Wald entflohen. Von dieser Zeit an machten wir uns früh gegen zwei Uhr zum Aufbruch fertig. Pater Nolasque und ich waren mit unsern Sachen am ersten in Ordnung gekommen und ritten mit einem Knecht, welcher den Weg sehr gut wissen wollte, von dannen. Allein er führte uns dergestalt seitwärts, daß wir unsre Gesellschaft nicht eher als des Abends wieder antrafen,

nachdem wir den ganzen Tag durch fürchterliche Einöden mit der größten Ermattung gereiset waren. Es wäre uns auch noch übler gegangen, wenn wir uns nicht zusammengehalten hätten, denn wir begegneten einem Schwarzen mit einer Flinte, Säbel und Dolch bewaffnet, der zwanzig bis dreißig seines Gelichters ins dürre Rietgras zum Hinterhalt gelegt hatte. Es wäre ohnfehlbar um unser Leben gethan gewesen, wenn sie uns außer dem Wege getroffen hätten, aber da sie wußten, daß wir von einer Gesellschaft waren, die kaiserliche Leibwache bei sich hatte, so wagten sie es nicht uns etwas zu Leide zu thun.

Den 9. August kamen wir in Salee an und fanden einen umständlichern Bericht daselbst, wie weit St. Pillet in seinen Unterhandlungen mit dem Kaiser gekommen war. Er hatte denselben an sein Versprechen, zwanzig Sclaven ihm auszuliefern, erinnert, dieser hatte ihm aber zur Antwort gegeben: Ich will dir eine noch ansehnlichere Verehrung geben, statt der zehn Sclaven sollst du zwei französische Familien erhalten, für die übrigen zehn verlange ich für den Mann zehntausend Stück von Achten und einen von meinen bei euch gefangenen Unterthanen!

Diese zwei Familien waren aus der Provence. Die erste war des Philipp Vivant von Marseille und

bestand aus Vater, Mutter und fünf Söhnen, die alle in der Sclaverei geboren waren. Die andre war des Jaques Chavet von Marteque, beide bestanden aus zwölf Personen.

Wie St. Pillet dieselben dem Muley Ismael vorstellte, so fing ihn seine Großmuth zu gereuen an, er betrachtete Vivants beide ältesten Söhne und sagte zu ihrer Mutter: Diese gehören euch nicht, ich will sie behalten! Alles Flehen, Heulen und Wehklagen der trostlosen unglücklichen Mutter half nichts. Der Kaiser brach davon ab und veränderte die Unterhaltung. Beim Ende der Audienz sagte die trostlose Mutter: Sie könne unmöglich ohne ihre Söhne abreisen, weil sie befürchten müsse, daß sie ihren Glauben veränderten, sie wollte also lieber in der Sclaverei bleiben, als immer in Sorge und Angst seyn. Sie hatte dieses aber nicht nöthig, denn während St. Pillet um eine nochmalige Audienz anhielt, ließ ihm der Kaiser sagen: Er möchte nicht weiter an die Ranzionirung dieser beiden Familien denken, noch ein Wort darüber verlieren, denn sie blieben in Miquenez. Auf diese Art kam er um das Versprechen, das ihm der Kaiser gethan und auf das er sich soviel Rechnung gemacht hatte.

Beide Familien segelten aus Provence ab, um sich in dem Hafen Santa Maria, zwei deutsche Meilen von Cadix, häuslich niederzulassen, wurden aber

nebst zwei Schwestern des Vivants von den maroc-canischen Seeräubern gefangen und nach Miquenez gebracht. Letztere mußten ihren Glauben abschwören, und die eine wurde von dem Kaiser in sein Seraglio aufgenommen, die andre aber seinem Sohne Muley Zidan geschenkt. Denn alle unverheirathete Frauen-zimmer, die dem Tyrannen in die Hände fallen, müssen entweder ihren Glauben verläugnen oder sterben, die verheiratheten aber überläßt er ihren Männern.

Nachher vernahmen wir, Philipp Vivant sey gestorben und sein jüngster Sohn wegen Erschlagung eines jungen Mohren beim Spiel lebendig verbrannt worden, Stephan Coulons Sohn sey von einem Sohne des Kaisers, dessen Liebling er gewesen, erstochen worden, und überhaupt wären noch wenig Seelen von diesen Familien übrig.

Wie St. Pillet sahe, daß alle seine Absichten vereitelt wurden, und daß er sich die Gewährung seiner Wünsche von dem Kaiser nicht versprechen durfte, so kam er wieder zu uns nach Salee und erzählte uns daselbst einen schrecklichen Vorfall, der sich Zeit seiner Anwesenheit in Miquenez zugetragen hatte. Ein liederlicher Sclave verklagte zwei Metadores *) bei dem Alcaide, der zum Aufseher über die

*) So nennt man diejenigen, so den Christensclaven gegen Geld zu ihrer Flucht beförderlich sind.

Sclaven gesetzt war, und behauptete, daß er diese beiden Leute habe zwei Franzosen und einen Spanier zur Flucht bereden sehen, und habe er gehört, daß sie ihnen dazu behülflich zu seyn versprochen hätten. Der Alcaide läßt sie greifen und vor den Kaiser bringen; dieser befiehlt seinen Mascarins in der Wuth Feuer auf die beiden Metadores zu geben. Weil diese Soldaten aber dazu schlecht abgerichtet waren, so gerieth die Salve dermaßen unglücklich, daß eine Kugel dem Kaiser am Schenkel hinfuhr und eine andre ihn am Kopfe streifte. Hierüber gerieth er in solche Raserei, daß er drei davon mit dem Säbel niederhieb, sieben auf der Stelle erdrosseln, die übrigen vierhundert in Ketten und Banden ins Gefängniß werfen, den folgenden Tag wieder vor sich bringen und jedem derselben vierhundert Stockschläge mit solcher Strenge geben ließ, daß zwanzig davon hierüber ihren Geist aufgaben. Wir hielten es für unsre Schuldigkeit diesem Christen einen wohlverdienten schriftlichen Verweis hierüber zu geben und ihm hierbei zu Gemüthe zu führen, daß er an dem Tode so vieler unschuldigen Leute Ursache gewesen, allein er brachte hierbei nur lauter kahle Entschuldigungen vor; das, was er gethan habe, wäre bloß geschehen um seine Brüder zu rächen, weil diese von den Metadores auf ihrer Flucht ermordet oder doch geplündert würden.

Während wir uns zu Salee aufhielten, kam Benache auch dahin. Wir konnten uns nicht ent-

brechen, ihm des Kaisers unbilliges Verfahren gegen uns vorzuhalten, worauf er uns versprach, sein Möglichstes zu thun, um uns zu einem guten Ausgang unsrer Sache zu verhelfen. Er erzählte uns, daß er auf seiner Reise den Anverwandten derjenigen Mohren begegnet wäre, die sich auf den französischen Galeeren befänden, diese hätten ihn mit thränenden Augen gebeten, alles dazu beizutragen, daß ihre gefangenen Freunde wieder auf freien Fuß kämen. Die französischen Sclaven schrieben auch sehr beweglich an uns, wir möchten doch einen Brief in arabischer Sprache an den Kaiser aufsetzen und ihm dreihundert Reichsthaler nebst einem Mohren gegen jeden Franzosen anbieten, welches Schreiben sie ihm dann selbst übergeben wollten. Ihre Bitten waren so nachdrücklich, daß wir ihnen die Gewährung derselben versprachen, im Fall unsre Unterhandlungen rückgängig würden.

Den 21. Sept. 1708 trug sich bei unsrer Anwesenheit ein sonderbarer Vorfall in Salee mit einem Santon oder sogenannten mohrischen Heiligen zu, der die große Achtung beweist, die man in diesen Ländern für diese scheinheiligen Betrüger hat. Diese Santons suchen ihre Heiligkeit dadurch zu beweisen, daß sie nackend auf den Straßen gehen, tausenderlei anstößige Possen machen und das zügelloseste Leben führen, weil sie wissen, daß die abscheulichsten Laster an ihnen ungestraft bleiben, ja vielmehr an ihnen

geehrt werden. Eines Einwohners von Salee Tochter war vor einigen Jahren ihren Aeltern entlaufen, hatte sich die ganze Zeit über unter einem Dach bei einem solchen Heiligen aufgehalten und auf ihrem Todbette bekannt, daß sie nicht wüßte, auf welche Art sie aus ihres Vaters Haus in dieses Mannes Hütte gekommen wäre; nach ihrem Tode gab der Santon hierauf sogleich ihrem Vater Nachricht von ihrem geführten Lebenswandel, und dieses keusche Betragen und saubre Aufführung wurde von den Einwohnern des Orts dergestalt bewundert, daß sie dieselbe sogleich für eine Heilige erklärten, sie im Triumph mit Lobgesängen und Trommelschlagen durch die Straßen trugen und ihr zu Ehren eine Mosquee erbaueten, wohin man nachher stark wallfahrtete.

Unweit Miquenez leben ein paar dergleichen Santons, wovon der eine, wenn er in die Stadt kommt, einen Prügel in der Hand hat und sich damit aus allen Kräften ohne seinen Nachtheil auf den Leib schlägt, doch mag er von keinem andern dergleichen Schläge erleiden. Der Name seiner Heiligkeit erwirbt ihm das Privilegium sich, ohne öffentlichen Scandal zu geben, vollzusaufen oder die Leute zu schimpfen, ungeachtet die Mohren in diesen beiden Stücken keinen Spaß verstehen, indem sie einen jeden Betrunknen ohne alle Barmherzigkeit todtschlagen. Ein solches Beispiel erlebten wir zu Sa-

lee an des Gouverneurs Bruder, Ravitz; dieser hatte sich bei einem unsrer Kaufleute voll gesoffen und taumelte dieserwegen auf der Straße, daher ihm der hierüber erbitterte Pöbel das Gehirn einschlug.

Der andre Santon stand in Miquenez in solchem Ansehen, daß seine Einsiedlerhütte nicht nur ein Heiligthum für alle Missethäter, sondern sogar für diejenigen war, die des Kaisers Ungnade sich zugezogen hatten. Doch ließ sich Muley Ismael merken, daß diese Mäßigung bloß aus Staatsklugheit herrührte. Denn wie er einstens einen Santon besuchte und einen Bösewicht da antraf, der sich dahin retirirt hatte, sagte er zu ihm: Glaubst du nicht, daß wenn ich dich bestrafen wollte, ich dich hierzu herausholen könnte! Daß ich diesen Ort respectire, geschieht nicht des Santons halber, sondern in Rücksicht meiner selbst, weil ich mich dessen bei einer Empörung bedienen kann!

Wir erhielten endlich den 14. Oct. von St. Pillet Nachricht, daß er von Muley Ismael etliche Sclaven erhalten hätte. Er war nach Miquenez gereiset, um mit dem Kaiser wegen Ranzionirung etlicher portugiesischen Sclaven in Unterhandlungen zu treten. Bei der Audienz stellte er dem Kaiser die Billigkeit unsers Gesuchs nochmals sehr nachdrücklich vor, und erhielt hierauf die Freiheit von neun fran-

zösischen Sclaven unter sehr harten Bedingungen und um einen sehr hohen Preis, welches ihm aber immer noch von dem Kaiser als eine sehr große Gnade vorgestellt wurde. Pillet, — sagte er zu ihm, — ich bin deinetwegen meineidig, denn ich gebe dir Sclaven, die ich niemals loszugeben geschworen hatte!

Die Sclaven kamen auch nicht lange darauf an und wurden uns zu Salee überliefert. Unsre erste Sorge war nun, sie sogleich zu Schiffe zu schaffen, damit sie nicht etwa wieder reclamirt werden möchten. Zu ihnen kamen noch zwei andre Franzosen, die sich selbst ranzionirt hatten, aber um einen so hohen Preis, daß sie uns dadurch den ganzen Handel verdarben. Wir begaben uns den 26. sehr früh mit unsern Erlösten zu Schiffe und kamen unter einem sehr günstigen Winde den 29. in Cadix an.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Elender Zustand der Christensclaven in dem maroccanischen Reiche; werden zu den mühseligsten und härtesten Arbeiten bei den kaiserlichen Gebäuden angestrengt; Gefahr, die diejenigen auszustehen haben, welche bei den Kalköfen angestellt sind. Barbarische Strafen, mit denen sie von dem Kaiser belegt werden; Jean Gueret und Odiebre werden von ihm von einer Mauer herabgeschossen, Martin Sally mit Spießen durchstochen und dem Jean Davis das Ohr herunter gehauen. Beständige Lebensgefahr, in der sich die Alcaides aus den Provinzen am Hofe zu Miquenez befinden; grausame Niedermetzlung einiger Mohren und Renegaten im Jahre 1696; Lebensgefahr, in die hierbei zwei französische Sclaven gerathen. Zwei andre bekommen, weil sie von ihrer Arbeit ausgeruhet, fünfhundert Stockschläge; ein spanischer Sclave wird von Muley Ismael zwanzigmal mit einem Spieß durchstochen. Beispiele von der sonderbaren Bekehrungsmethode des Kaisers und seiner unbändigen Mordlust; unmenschliche Anstrengung der Sclaven zur Arbeit; Blutbad, welches der Kaiser unter den Sclavenaufsehern angerichtet; Franz de Tuissy wird von demselben das Gehirn entzweigeschlagen; schlechte Kost, die die Sclaven bekommen; zwei seltne Beispiele von des Kaisers den Sclaven erwiesener Gnade. Harte Behandlung von hundert und zwanzig französischen Sclaven; Schilderung der Sclavengefängnisse zu

Miquenez; Exempel von barbarischen Grausamkeiten, die der Kaiser zu seinem Vergnügen an einigen Sclaven ausgeübt hat; dem Esprit d'Andre wird das heimliche Gemächte mittelst einer Schnur aus dem Leibe gerissen und derselbe einige Jahre darauf den Hunden vorgeworfen und von ihnen gefressen; andre unmenschliche Strafen, mit denen die Sclaven belegt werden.

Sonst war der Zustand der maroccanischen Sclaven fast der nemliche wie der in den andern barbarischen Staaten, denn es hatten die Seeräuber, die sie aufbrachten, ehemals die Freiheit, sie an andre Einwohner zu verhandeln, und wenn diese sie eine Weile zur Arbeit gebraucht hatten, verkauften sie sie wieder an uns, und erlegten dem Kaiser eine mäßige Steuer dafür, wie bei gewöhnlichen Kaufmannsgütern. Allein jetzt ist der Zustand der armen Sclaven ganz anders, sie gehören alle dem Kaiser, und kein Seeräuber darf es wagen einen zu verheimlichen oder an einen andern zu verkaufen. Dieser behält sie aus drei Ursachen für sich, entweder zu seinem Vergnügen oder vielmehr Mordlust, oder aus Ehr- und Geldgeiz; diesen drei Leidenschaften muß vorzüglich geschmeichelt werden, um sie aus seinen Klauen zu erretten. Ueberhaupt sucht dieser gekrönte Bösewicht sein Vergnügen darin, andre unglücklich zu machen, und immer jemand um sich zu haben, an dem er seine Wuth ausüben und seinen

Blutdurst sättigen kann. Seit einigen Jahren ergötzt er sich am Bauen und nimmt zu diesen Arbeiten lauter Christensclaven, weil er aus Erfahrung gelernt, daß die Christen weit geschickter und arbeitsamer als seine eignen Unterthanen dazu sind. In einem solchen Zustande leben nun diese Armseligen, die sich immer mit der Hoffnung einer baldigen Erlösung trösten, und daher die größten Anstrengungen unter einem strengen und unbarmherzigen Aufseher, der ihre Arbeiten zu seiner Ruhe und ihre Leiden zu seinem Vergnügen macht, willig erdulden.

Damit nun diese Elenden ja nicht müßig bleiben und in ewiger Beschäftigung leben, so läßt der Kaiser das immer wieder niederreißen, was sie aufgebauet haben, wobei er beständig die Worte eines ähnlichen Tyrannen, des Pharao, im Munde führt: Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede! auch sich öfters folgender Rede bedient: Dies Volk denkt an nichts als an die Flucht, darum laßt sie uns mit Arbeit ausmergeln, daß sie sogar die Erinnerung ihrer Freiheit verlieren. Denn wenn sie einen einzigen Tag faule Zeit haben, so sind sie bloß auf die Flucht bedacht!

Die Gebäude, die er durch sie errichten läßt, haben keine andern Mauern, als einen gewissen

Mörtel, der aus kleinzerstoßenem Kalk und sandichter Erde mit Wasser vermischt besteht. Die Sclaven vermengen dies unter einander und drücken es zwischen zwei Bretern in solcher Weite von einander, als die Mauer dick werden soll. Backsteine brauchen sie bloß zu den Thürpfosten und Schwellen; die Höhe der Mauern ist überhaupt zwanzig Fuß. So hoch müssen diese armen Leute die Erde, Kalk und Wasser auf den Schultern tragen, denn sie dürfen sich keines andern Hülfsmittels dabei bedienen, und zerschneiden dadurch auf den Leitern ihre Füße auf eine sehr schmerzliche Art. Zuweilen bedienen sie sich der Rollen, allein die ihnen gegebenen Stricke sind so dünn, daß dieselben, von der Sonne und starken Arbeit erhitzt, ihnen die Hände durchschneiden, und über solche Pein dürfen sie sich nicht einmal beklagen.

Diejenigen, welche zu Brennung der Backsteine und des Kalks gebraucht werden, werden öfters lebendig verbrannt, weil man ihnen nicht die nöthige Vorsicht gestattet, sondern sie unabläßlich zur Arbeit antreibt. Eine solche traurige Begebenheit fiel vor kurzem mit sechs Engländern und einem Franzosen von Rochelle vor. Kein Zustand auf der Welt ist elender als der dieser unglücklichen Leute, die ohne Hoffnung einiges Lohns oder Ruhe ununterbrochen fortarbeiten müssen. Trifft ihr Henker, der Kaiser, der sie immer genau beobachtet, einen, der sich von den Strapazen der Arbeit erholt, wehe dem armen Menschen!

Einst sahe er einen französischen Sclaven, Jean Gueret aus Bretagne, ein wenig auf einer Mauer verschnauben, flugs nahm er eine Flinte und schoß ihn herunter, daß er auf der Stelle todt blieb. Ein andrer, Namens Abraham Odievre, mußte auch so sterben. Martin Sally versahe es auf eben diese Art, daher durchstach ihn der Kaiser zweimal mit seinem Spieß, und hätte ihn vollends ums Leben gebracht, wenn er ihn nicht für todt gehalten hätte. Jean Davins aus Poitu bekam unter andern Säbelhieben, die er von ihm empfing, auch einen, daß ihm das Ohr bis auf den Hals herunterfiel und nur noch an einem Häutchen hing, es wurde ihm aber doch von einem andern Sclaven glücklich wiederum angenähet.

Dieser Bluthund schont aber seine Unterthanen eben so wenig wie die Christensclaven. Es ist bei ihm etwas Alltägliches sie auf der Stelle zu ermorden; die Weiber nehmen allemal von den Männern, wenn diese aufs Alcassava gehen, feierlichen Abschied, weil sie nicht wissen, ob sie wieder zurückkommen. Vorzüglich sind die Offiziere und Alcaides aus der Provinz nicht sicher ihr Vaterland je wieder zu sehen, und ihre Weiber bekommen diese traurige Nachricht allemal von ein paar Schwarzen, die ihnen alle hinterlassene Güter des Mannes wegnehmen, und sie dadurch in den erbärmlichsten Zustand versetzen. Ja, bisweilen wird ihnen auferlegt, einen liederlichen

Schwarzen zu heirathen, wodurch ihr Elend öfters bis auf den höchsten Gipfel steigt. Ich muß hierbei noch anmerken, daß Muley Ismael alle die, welche er mit eigner Hand ermordet, für Missethäter ansieht und daher ihr Vermögen confisciren läßt.

Im Jahre 1696 besichtigte er seine neuangelegten Gebäude, wobei ihm vorkam, als ob die Sclaven mit deren völligen Aufrichtung zauderten. Er schickte daher sogleich nach dem Alcaide Malei, dessen unmenschliche Hinrichtung ich bereits erzählt habe und welcher der Aufseher über diese Gebäude damals war, auch als sein erster Staatsminister in großer Gnade bei ihm stand, und ließ ihm in der äußersten Wuth fünfhundert Hiebe mit einer ledernen Peitsche geben, prügelte ihn auch mit eigner Hand auf eine sehr grausame Art. Durch diese Execution wurde er dergestalt ergrimmt, daß er eine große Anzahl Mohren und Renegaten, die um ihn waren, ermordete. Etlichen spaltete er den Kopf, andern hieb er die Arme ab, und andre erstach er mit seinem Messer, so daß nichts als Blut um ihn floß.

Zwei französische Sclaven, Niclas Herault von Havre de Grace und Antonio von Genf, sahen ihn nach dieser Niedermetzelung mit wüthenden Geberden an den Ort, wo sie arbeiteten, kommen. Er brüllte wie ein Tiger und schwung den mit Blute bespritzten Säbel von einer Seite zur andern. In

diesem Grimme hob er einen Stein auf und warf ihn in den Mörtel, den sie eben stampsten. Sie geriethen hierüber in großes Schrecken, und glaubten, daß ihre letzte Stunde schlug, weil sie seinen blutdürstigen Character kannten, und ihnen wohl bekannt war, daß er hierdurch einen guten Vorwand sie zu ermorden suche. Sie wußten nicht, ob sie den Stein sollten liegen lassen, oder ob er ihn unter den Mörtel gestoßen haben wollte, daher gaben sie, wie sie uns erzählten, unbemerkt auf ihn Achtung, wobei sie es jedoch nicht wagen durften, ihn anzusehen oder den Rücken zuzukehren, welches beides ihnen den Kopf gekostet hätte. Sie befahlen sich aber Gott und arbeiteten voller Angst fort. Er aber ging ohne ein Wort zu sprechen wieder nach dem Ort zu, den er zum Schauplatz seiner Unmenschlichkeit vorher gemacht hatte.

Ein andermal erblickte er beim Ausreiten von einer Höhe zwei Sclaven, welche Wasser geschleppt hatten, und von dieser Arbeit etwas ausruhen und sich erholen wollten. Er rief daher sogleich dem Aufseher, und befahl, jedem fünfhundert Stockschläge zu geben, wodurch einem von diesen Elenden die eine Hüfte verrenkt wurde. Doch wurde sie ihm durch einen andern unglücklichen Zufall, als er wegen seiner Lahmheit nicht hurtig genug arbeiten konnte, und deshalb abermals so tyrannisch behandelt ward, wieder zurecht gerückt.

Ein spanischer Sclave, welcher Wasser trug, blieb, wie er den Kaiser ansichtig wurde, nicht still stehen, sondern ging mit der Mütze auf dem Kopfe bei ihm vorbei. Der Tyrann schoß ihn deshalb mit einem Spieße, den der Sclav aber aus dem Leib nahm und allemal dem Barbaren wieder hingab, dieser that dies zwanzigmal und verließ den armen Menschen mit so viel Wunden. Doch war dieser Spanier, der sich so beherzt erwiesen, nachher so voll Angst, als er gehört hatte, der Kaiser habe gefragt, ob er noch am Leben wäre, daß er den Glauben verläugnete, und in der Meinung stand, Muley Ismael habe sich bloß deshalb seinetwegen erkundiget, damit er ihn mit einem noch grausameren Tode bestrafen könnte.

Im Jahre 1703 fand der Kaiser zwei französische Sclaven in seinem Garten, welche nicht nach seinem Sinn arbeiteten. Er befahl daher jedem derselben fünfhundert Schläge zu geben, nahm darauf seinen Spieß, setzte die Spitze davon dem einen auf die Brust, und sagte: Maure! d. i. werde ein Türke; dies wiederholte er zum drittenmal, ohne daß der Sclave hierauf antwortete. Als er aber sahe, daß der Kaiser mit dem Arme zuckte und ihn durch und durch stoßen wollte, schrie er: Maure Sidy! d. i. gnädigster Kaiser, ich will! Worauf ihn der Kaiser umarmte und sein Gefolge ihm Glück wünschte. Hierauf wandte er sich zu dem

andern Gefangenen, Namens de la Bastille von Bourdeaux, sagte das nemliche dreimal zu ihm und drohete ihn zu durchstechen. Allein dieser Unverzagte bot ihm großmüthig die Brust hin, und sagte: Ich will als ein Christ sterben! der Kaiser ließ den Spieß mit den Worten: dieser christliche Hund will verdammt seyn! sinken, und ging seiner Wege.

Dieser gekrönte Schandbube ermordet die Sclaven nicht nur in seinem Grimme, sondern öfters bloß zu seinem Zeitvertreib. Er schlägt ihnen den Kopf ab, bloß um seine Geschicklichkeit zu zeigen. Wenn er einen Kahlkopf erblickt, macht er sichs zum grossen Vergnügen ihm mit dem unrechten Ende seines vergifteten Spießes die Hirnschale entzwei zu spalten. Er läßt sich mit Fleiß von dem Vieh, das sie treiben, oder von den Karren, die sie ziehen, stoßen oder streifen, um nur einen scheinbaren Vorwand zu haben, sie zu prügeln oder sie zu ermorden. Bisweilen stellt er sich auf den Weg und kehrt ihnen den Rücken zu, als stände er von ohngefähr da, zu andrer Zeit setzt er sich hin und streckt das Bein vor ihre Karren hin. Wissen sie dann nicht mit der größten Vorsicht vorbei zu kommen, so gereicht ihnen seine Kurzweile zum Verderben und Untergange. Sie müssen ungemein vorsichtig und behutsam seyn, denn laufen sie geschwinde, so beschuldigt er sie, daß sie es, um ihm nur aus dem Gesichte zu kommen, thäten,

welches ein Hauptverbrechen ist, das ihnen ihr Leben kostet, gehen sie aber langsam, so müssen sie ihre vermeinte Trägheit sehr theuer büßen. Er versuchts auf alle Weise, sie ins Verderben zu stürzen. Er läßt sich da sehen, wo ihn die Sclaven am wenigsten vermuthen, und wenn er sie nicht beschäftiget findet, oder nicht mit einem Werkzeuge antrifft, woraus er vermuthen kann, daß sie damit zur Arbeit gehen, so ists um ihr Leben gethan.

Der Tod seiner Sclaven geht ihm nicht im mindesten zu Herzen, auch verliert er dabei nichts, denn seine Alcaides müssen für denjenigen bezahlen, den er seiner Wuth oder Blutdurst aufopfert. Er behauptet, daß ihnen der Tod eines solchen Menschen zuzuschreiben sey, denn wenn sie auf die Sclaven gehörig Achtung gäben, so würden sie besser arbeiten, und er wäre sodann nicht gezwungen sie umzubringen; es wäre daher der Billigkeit gemäß, daß sie für ihren Tod bezahlten. Durch diesen abscheulichen Grundsatz wird das Elend dieser armen Leute desto größer, weil die Alcaides, die er über sie und seine Werke zu Aufsehern setzt, ihnen nicht die mindeste Schonung widerfahren lassen.

Er braucht diese Armseligen sowohl zum Aufbauen als auch zum Abbrechen und Niederreißen seiner Anlagen. Er hat innerhalb vier Monaten eine vier deutsche Meilen lange Mauer niederwerfen und die Materialien davon zu Pulver stoßen lassen, mit

dem Befehl, eine neue aufzurichten, und dabei ist er so eilig, daß er die Mauern allezeit im Grunde hohl machen läßt, wodurch sehr viele Sclaven unter dem Schutte ersticken. Dieses Todes mußten drei französische Sclaven vor kurzem sterben. Vor nicht langer Zeit ließ er auch vier deutsche Meilen Landes, welches voll stachlichter Palmbäume stand, ausreuten. Die Sclaven mußten sie mit großem Verlust ihres Blutes, indem die Blätter dieser Bäume so scharf wie ein Messer und so spitzig wie Nadeln sind, sammt den Wurzeln ausreißen. Statt derselben wurden über tausend Oelbäume dahin verpflanzt, wovon die meisten so groß und dick waren, daß zwanzig Mann an einem zu schleppen hatten, und welche sie eine deutsche Meile weit über Berg und Thal und über einen Fluß mit unglaublicher Anstrengung schaffen mußten. Ihre Aufseher, welches Mohren waren, gingen ihnen zur Seite, trieben sie mit starken Knütteln zur Arbeit an und ließen ihnen keinen Augenblick weder Rast noch Ruhe. Ihr Elend und Strapazen stiegen endlich vor einigen Jahren aufs höchste, als ihr Tyrann beschloß, den Begräbnißort der Christen zu seinen Gärten zu schlagen. Weil dieses Land vermöge des Aberglaubens dieser Nation unrein ist, so ließ ers sechs Schuh tief ausgraben und die Erde dreiviertel Meilen von da hinwegführen. Von fünftausend dazu gebrauchten Christensclaven starben von dem Gestank der verfaulten Körper in neun Tagen funfzig Mann.

Aller dieser sauern Arbeit ungeachtet haben die Gefangenen keinen Ruhetag. Vor einigen Jahren schien es, als wenn er ihnen die vier Festtage, Ostern, Johannis, Marientag und Weihnachten, zu ihrer Erholung gönnen wollte, allein er hielt sein anfangs gegebnes Wort schlecht. Weil sie diese Feste nicht öffentlich feiern können, ohne von ihm die Erlassung ihrer Arbeit sich dazu auszubitten, so ist er so schlau, daß er sich öfters den Tag vorher nicht sehen läßt, geschieht dies aber, so erscheint er mit einem solchen zornigen Gesicht, daß die Sclaven ihr Gesuch mit Zittern und Beben anbringen. Bisweilen gewährt er es ihnen, manchmal frägt er sie aber, wenn er es ihnen gleich erlaubet, ob er ihnen die Arbeit abhandeln solle, wobei er jedem acht Blanquillas anbietet. Die Sclaven, die seine Verschmitztheit wohl kennen, und recht gut wissen, daß er ihnen weder Ruhe zu gewähren noch Geld zu geben gesonnen ist, antworten alsdann: Gnädigster Herr! wir verkaufen unsre Festtage nicht, doch bist du unser Gebieter! Oefters hat aber keiner das Herz um diese Ruhetage anzusuchen, weil er denen, die ihm das Anliegen vortragen, manchmal übel mitspielt. Im Jahre 1690 ließ er demjenigen, der um die Feier des Johannisfestes ansuchte, fünfhundert Stockschläge geben. Als nun dieser Tag angebrochen und er sich seiner Weigerung erinnerte, begab er sich sehr früh auf den Arbeitsplatz. Wie er nun verschiedne Christensclaven allda vermißte, so ermor-

dete er zwei schwarze Aufseher sogleich auf der Stelle, erstach etliche Alcaides und endigte seinen Grimm mit der Hinrichtung des Sclavenhofmeisters, Franz de Tuissy von Marseille, dem er das Gehirn entzwei schlug und nach seinem Tode den Spieß dreimal durch den Leib stieß. Die übrigen Sclaven kamen noch gnädig davon, denn sie erhielten bloß derbe Schläge und mußten drei Tage und drei Nächte unaufhörlich arbeiten.

Einige Jahre hernach suchten die Engländer bei ihm um die Feier des Osterfestes an, da ers zehn Tage vorher den Franzosen erlaubt hatte. Der Kaiser besann sich und fragte: ob sie auch gefastet hätten? als diese es nun verneinten, antwortete er: Wo kein Ramadan (türkisches Fasten) ist, da sind auch keine Ostern! und schickte sie wieder zu ihrer Arbeit zurück.

Ungeachtet die Sclavenarbeit übermäßig ist, so ist doch ihre Kost sehr schlecht. Sie bekommen des Tages nur vierzehn Unzen Brodt und ein klein Maas Wasser, zuweilen statt dessen einen Flour oder drei Pfennige. Vor einigen Jahren bekamen sie so schlechtes Brodt, daß es die Hunde nicht fressen mochten; es war von schimmlichtem Korn gebacken, das in den Matamires oder unterirdischen Höhlen, in welchen die Mohren das Getraide verwahren, verdorben war. Der Teig wollte nicht zusammenhalten

und die Sclaven hielten es für eine größere Strafe, es zu essen, als die Gewaltthätigkeiten, mit denen man es ihnen zu essen aufzwang. Als Muley Ismael einstens ein solches Brodt, welches ein Sclave in einem Mauerloche versteckt hatte, fand, so rief er den le Clerc von St. Brieux und nöthigte ihn es aufzuessen, welches seinem Geständnisse nach ihm weher gethan, als wenn er drei Tage hindurch hätte fasten müssen.

Damals befand sich ein türkischer Gesandte zu Miquenez, dieser sah den Sclaven ihre kümmerliche Mahlzeit halten und ihr elendes Brodt kauen, und hatte deshalb großes Mitleiden mit ihnen. Er nahm ein Brodt in die Hand, hielt es vor die Stirn, ermahnte sie zur Geduld und sagte: Muley Ismael ist ein gottloser Mann, wenn er ein Nachbar von meinem Herrn wäre, so würde dieser ihm gewiß den Krieg ankündigen!

Sie gerathen öfters in solchen Mangel, daß sie ihre Noth dem Kaiser mit Lebensgefahr klagen müssen. Zuweilen antwortet er mit einer blutigen Hinrichtung, manchmal läßt ers aber bloß mit einem kahlen Verweise bewenden, den er den Alcaiden giebt, welche sich jedoch wenig daran kehren. Bisweilen ist ein Funke menschlichen Gefühls bemerkbar, allein er scheint doch von seinem Eigennutz allezeit

herzurühren. Wie er an einem Tage einmal gewahr wurde, daß seine Gefangenen merklich abgenommen und die noch übrigen schwach und kraftlos waren, sagte er zu den Alcaides: Die Hunde sind wie die Fische, welche gleich sterben, wenn sie aus dem Wasser kommen. Die Alcaides versetzten: Es wäre kein Wunder, denn die Christen wären nicht gewohnt bei harter Arbeit schlecht zu essen, sie bekämen in ihrem Vaterlande viel Kräfte vom Wein und Brantwein. Von dieser Zeit an erlaubte er ihnen zuweilen bloß Wasser zu pumpen, welches keine so anstrengende Arbeit war. Das bleibt aber gewiß, daß die Mohren stärker sind und Hunger und Durst besser vertragen können. Niclas Herault hat mir erzählt, daß er einige aus Mangel des Brodtes habe trockne Erde essen sehen.

Aehnliche gute Gesinnungen hatte er einst gegen einige Christensclaven, als er seine Mittagsmahlzeit in einem großen Becken an den Ort, wo sie arbeiteten, bringen ließ. Als er gegessen hatte, befahl er, das Uebrige den um ihn herumstehenden Alcaides zu geben, wie er aber sahe, daß sie sichs von Herzen wohlschmecken ließen, ließ ers ihnen wieder wegnehmen und den nicht weit davon arbeitenden Christensclaven geben. Die Alcaides wollten zwar das Essen austheilen, aber vorher das Becken wegthun, weil die Christen ihrer Meinung nach nicht werth wären

aus einem Becken mit dem Kaiser zu essen. Doch er befahl, es in dem Zustande zu lassen wie es wäre, voll Hühner und Tauben in Reiß mit Saffran vermischt gekocht, welches sich die Sclaven, denen dies was seltnes war, ungemein wohlschmecken ließen. Diese zwei jetzt angeführten Beispiele sind die einzigen, die mir bekannt sind, aus denen einiges Menschliche hervorblickt, ich habe nie mehr als von diesen zweien gehört. Allein Züge seiner Unmenschlichkeit giebt es so viele, daß ich mit deren Erzählung kein Ende finden würde. Ich will nur noch einen davon anführen.

Bei der Belagerung der Stadt Taradunte, welche einer seiner Enkel im Besitz genommen hatte, bekam er hundert und zwanzig französische Sclaven gefangen. Diese ließ er in seinem Lager sieben Tage lang ohne einigen Unterhalt, und befahl bloß, sie täglich zweimal gleich dem Vieh ans Wasser zu treiben. Den achten Tag schickte er sie nach Miquenez; auf dieser fünfhundert Meilen langen Reise rasteten sie nur sieben Tage und bekamen noch dazu nichts zu essen. Natürlicherweise starben sehr viele von dieser barbarischen Behandlung, welchen ihre Auffseher hierauf die Köpfe abschnitten und mit sich führten, damit man sie nicht beschuldigen könnte, daß sie dieselben verkauft oder entlaufen lassen.

Vormals, als der Sclaven noch nicht so viel waren, wurden sie in den Matamoras, den unter-

irdischen Kornbehältern der Mohren, verwahrt, als sich aber ihre Anzahl auf fünf bis sechstausend vermehrte, mußte sich der Kaiser nach geräumlichern umsehen. Anfangs steckte man sie in ein großes unterirdisches Badegewölbe, das bloß durch einige kleine mit eisernen Gittern verwahrte Fenster sein Licht erhielt, aber nachher wurden sie in einen großen viereckigten Hof gebracht, der von hohen Mauern umschlossen war. Sie blieben jedoch auch hier nicht lange, denn es gefiel ihrem Tyrannen sie in einen verschlossenen Platz, Namens Rithe, zu bringen, wo sie sich noch jetzt befinden. Hier hat jeder sich eine kleine Zelle erbaut und in derselben nichts weiter als einige Schilfmatten, die des Nachts zum Lager dienen. Einer vermacht sie dem andern, wenn er stirbt oder die Freiheit erhält, und dies ist der vornehmste Artikel in ihrem Testamente.

Jede Nation hat daselbst ihr besonderes Quartier und einen eignen Aufseher, welchem ein Schreiber und etliche Gerichtspersonen beigesetzt sind. Denn sie haben die Macht die Verbrecher zu bestrafen, welches gemeiniglich auf eine tüchtige Prügelsuppe hinausläuft. Harte Verbrechen müssen sie doch auch mit dem Leben bestrafen, damit nicht alle mit einander, wenn dies der Kaiser erfahren sollte, des Todes sterben müßten. Die Franzosen besitzen ein Hospital daselbst.

Alle Sclaven überhaupt stehen unter der Aufsicht und Verantwortung eines Guardians, welcher

gleich beim Eingange des Gefängnisses wohnt. Dieser zählt sie alle Morgen und Abende genau durch, weil er dem Kaiser für jeden Fehlenden stehen muß.

Da man nun, wie ich in diesem und vorigen Kapiteln deutlich dargethan habe, die geringsten Fehler der Sclaven so grausam ahndet, so kann man leicht glauben, wie barbarisch größere an ihnen bestraft werden. Man siehet öfters, daß einige lebendig gespießet, lebendig verbrennt und bei den Füßen über den Kalköfen aufgehangen worden. Der Kaiser läßt sie zuweilen erwürgen, auch geladene Wagen über ihren Leib gehen. Zu seinem Zeitvertreibe läßt er manchmal einen Gefangenen durch vier der stärksten Mohren greifen und so lange in die Luft schmeissen, bis der Unglückliche auf den Kopf stürzt und ihm dadurch das Genick zerbrochen oder das Gehirn zerschmettert wird. Seine bestialische Grausamkeit ist öfters so weit gegangen, daß man einigen auf sein Geheiß das heimliche Glied hat mit einer Schnur binden und mit Gewalt aus dem Leibe reißen müssen. Ein französischer Sclave, Esprit d' Andre genannt, von Frontignac, hat diese Pein ausstehen müssen. Es hatte nemlich ein andrer Sclave ein Stück Leder, welches die Mohren statt des Tischtuches gebrauchen und nicht über etliche Groschen werth war, gestohlen und es gedachtem Esprit d'Andre zu verkaufen gebracht, damit er Brodt dafür bekommen könnte. Dieser verhandelt dies Leder an ei-

nen Juden und selbiger entdeckte sogleich den Verkäufer, als man es bei angestellter Nachsuchung bei ihm fand. Als solches dem Bluthund zu Ohren gekommen, ließ er den d'Andre in seiner Gegenwart geißeln und die erwähnte Strafe an ihm vollziehen. Nach dieser ausgestandenen übermäßigen Quaal erholte sich dieser arme Mensch doch wider alles Verhoffen durch die sorgfältige Behandlung seiner Unglücksgefährten, mußte aber nach Verlauf von sechs Jahren doch eines martervollen Todes sterben. Es wehrte sich nemlich ein Sclave wider die ihn anfallenden kaiserlichen Hunde, beschädigte einen und lief davon. Der Kaiser kam auf den von den Hunden gemachten Lärm herbei, traf zu allem Unglück den Esprit d'Andre nicht weit davon und fragte gar nicht weiter nach dem Thäter, sondern ließ ihn sofort den Hunden nackend vorwerfen, hetzte sie auch so lange an, bis sie diesen armen Menschen ganz aufgefressen hatten. Er erduldete diese Quaal jedoch mit bewundrungswürdiger Standhaftigkeit und ermahnte seine umstehenden Cameraden jederzeit sich Gott zu befehlen und ihm ihre Leiden lediglich anheim zu stellen. Unter diesen Worten faßte er seine Gedärme, welche ihm die Hunde aus dem Leibe gerissen, und hielt sie so lange bis ihn alle Kräfte verließen und er von ihnen vollends zerrissen und verzehrt wurde.

Es ist in Miquenez nichts Ungewöhnliches, Sclaven, ja auch Mohren von Maulthieren am

Schwanze so lange auf den Straßen herumschleppen zu sehen, bis sie ihren Geist aufgeben. Weil sich dieser Lotterbube von den Algierern an Grausamkeit nicht übertroffen wissen will, so hat er vor einigen Jahren auf dem Marktplatze Pfähle von achtzehn bis zwanzig Schuh in der Höhe mit starken eisernen Haken errichten lassen, an welchen die Sclaven mit ihren Leibern gehängt werden, und so lange daran hängen bleiben, bis ihnen von der großen Marter die Seele ausgeht.

Ich würde mit meiner Erzählung nie zu Ende kommen, wenn ich aller Geschichten von seiner Grausamkeit, die ich von Kaufleuten und Sclaven erfahren habe, erwähnen sollte. Ich will nur noch so viel berühren, daß er sechshundert Sclaven französischer Nation theils selbst umgebracht, theils umbringen lassen, und fünfhundert unter grausamen Peinigungen zum Abfall von ihrer Religion gezwungen hat. Die Menge derer, sowohl seiner eignen Unterthanen als der Christensclaven, die er auf verschiedene Weise hinrichten lassen, ist nicht zu berechnen.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Schilderung der mohrischen Metadores und ihrer List, mit welcher sie den Sclaven zu ihrer Freiheit behülflich sind. Gefährliche und beschwerliche Wege, die die Sclaven bei ihrer Flucht nehmen müssen. Merkwürdige Erzählung der sonderbaren und abentheuerlichen Flucht einiger französischer Sclaven und deren unglücklicher Ausgang; wunderbare Rettung von der ihnen zuerkannten grausamen Todesstrafe.

Keine Schwierigkeiten und Gefahren sind so groß, daß sich die Sclaven deren nicht willig unterziehen sollten, um nur ihr unerträgliches Joch von dem Nacken zu werfen. Es sind nur zwei Wege, deren sich diese Unglücklichen bedienen, um durch die Flucht ihre Freiheit zu erlangen. Etliche entfliehen aufs Ohngefähr, gehen durch ihnen ganz unbekannte Wüsten, ohne einen Führer bei sich zu haben, oder den Weg ihrer Erlösung zu kennen, andre gehen einen sichern Pfad, indem sie sich zu ihrem Entkommen der Metadores bedienen, welches — wie ich schon vorhin gesagt habe — gewisse Mohren sind, die alles

ums Geld wagen und sie gegen eine verabredete Summe den Christen zu überliefern versprechen.

Während wir in Cadix waren und auf den letzten Befehl aus Frankreich wegen unsrer Rückkunft warteten, kamen zwei dergleichen Metadores und boten uns ihre Dienste an. Wir bewilligten ihnen für jeden französischen Sclaven hundert und funfzig Reichsthaler, gaben ihnen ein Verzeichniß dererjenigen, die wir zu haben wünschten, und sie versprachen uns selbige in Cadix zu überliefern. Sie waren nach Cadix gekommen, um Bezahlung für einige spanische Soldaten und andre spanische Unterthanen, denen sie zu ihrer Flucht verholfen, zu verlangen, denn man hatte sie ihnen versprochen, aber das gegebene Wort noch nicht gehalten. Sie hatten Schreiben an den König von den Gouverneuren zu Albuzema und Cadix bei sich, in welchen diese vorstellten, daß man doch diesen Leuten, die ihr Leben zu Befreiung der königlichen Unterthanen dran wagten, den Muth nicht benehmen, und den armen Sclaven die Art, durch welche sie ihre Freiheit erlangten, dadurch nicht berauben möchte.

Wir wollten ihnen sichre Anweisung auf gewisse Kaufleute in Malaga und Cadix geben, allein sie nahmen dieselbe nicht an, und versicherten uns, daß sie die Geistlichen allezeit als unverbrüchliche Halter ihres gegebnen Wortes gefunden hätten. Nach dem

geschlossenen Contract benachrichtigten wir die Gefangenen zu Salee und Miquenez von dem Zeichen, das wir mit den Metadores verabredet hatten und welches diese ihnen geben sollten, empfahlen ihnen hierbei auch die tiefste Verschwiegenheit, weil ihr Leben dadurch leicht in Gefahr gerathen könnte.

Die Metadores erzählten uns, auf was Weise sie es anfingen, die Sclaven aus der Gefangenschaft fort und an sichre Oerter zu bringen. Wenn sie mit den Sclaven oder denjenigen, die ihre Ranzionirung verlangen, um den Preis einig geworden sind, lauren sie auf einen günstigen Augenblick, in welchem sie den Sclaven einen gewissen Ort bestimmen, wo diese sich, wenn sie des Nachts aus dem Gefängnisse entronnen, mit nöthigen Proviant versehen, einfinden müssen. Hierauf reisen sie in der größten Eil des Nachts mit ihnen ab, und nehmen ihre Tour unter der größten Furcht durch große Wälder und unwegsame Wüsteneien.

Den Tag bringen sie in dem Dickicht der Wälder, Höhlen und andern dergleichen verborgenen Orten zu, verzehren ihre Speise unter Furcht und Zittern, und sehnen sich nach der Nacht um ihre Flucht durch die Finsterniß zu decken.

Nichts kann ungemächlicher erdacht werden, als eine solche Reise, indem sie immer in der Dunkelheit in wüsten Einöden und auf gähen Felsen herumklet-

tern müssen, auch den wilden reißenden Thieren ausgesetzt sind. So große Vorsicht sie auch bei ihrer Flucht anwenden, so fallen sie doch öfters den Mohren in die Klauen, die sogleich, als sie davon benachrichtiget worden sind, sich aufs Feld begeben und alle Pässe besetzen, weil sie für dieselben mit ihrer Person und Vermögen haften müssen. Es trägt sich auch öfters zu, daß die Führer bei einer verspürenden Gefahr entdeckt zu werden, die Sclaven verlassen, wodurch diese entweder wieder gefangen werden oder genöthigt sind ganz verzweifelt in unbekannten Einöden herumzulaufen und endlich von den Löwen und Tiegern zerrissen werden. Bisweilen werden sie bei vermerkter Gefahr von den Metadores todtgeschlagen, damit sie, wenn sie wieder gefangen würden, ihre Führer nicht verriethen. Wenn sie nun nach einer sieben oder achttägigen gefährlichen und beschwerlichen Reise ihrem Befreiungsorte nahe kommen, so werden sie zwei oder drei deutsche Meilen von der Wache entfernt, die der Kaiser von Marocco nicht weit von den Oertern ausstellt, welche die Christen im Besitz haben, verborgen. Alsdenn schleichen sich ihre Führer mit List unter die kaiserlichen Soldaten und Bauern, aus denen die Wache besteht, und gewinnen einen Offizier durch Bestechung zu ihrer Absicht. Dieser zieht die folgende Nacht um die verabredete Stunde, unter dem Schein auf die Runde zu reiten, seine Leute von dem Wege ab, den die Sclaven passiren müssen, wo diese dann sich dieser

guten Gelegenheit bedienen und geschwinde nach dem Orte ihrer Sicherheit eilen. Wenn sie sich nahe genug an den Stadtthoren befinden, geben die Metadores der Wache das verabredete Zeichen, welche sie dann durchläßt. Sobald sie der Gouverneur gesehen, läßt er eine Kanone abfeuern, wodurch die Mohren merken, daß einige Sclaven glücklich entkommen sind. In der Stadt werden sie freudig empfangen und liebreich behandelt, sie mögen auch seyn von welcher Nation sie wollen, hierauf bekommen sie, nachdem sie hinlänglich ausgeruhet, einen Paß und werden nach Spanien transportirt.

Diese Art und Weise zu entfliehen war ehedem weit leichter zu bewerkstelligen, ehe die Spanier Arzila, Mamora und Larache verloren und die Engländer Tanger verließen, denn diese Plätze waren nicht zu weit von Miquenez entfernt. Jetzt aber müssen die Sclaven weit längere und mühsamere Reisen thun, und die Anstalten, sie wieder zu erhaschen, sind im ganzen Reiche verdoppelt. Ueberdies sparet Muley Ismael keine Kosten um die Metadores zu entdecken, und belegt diejenigen, die er als solche im Verdacht hat, andern zum Schrecken mit entsetzlichen Strafen. Im Jahre 1702 ließ er zwei und zwanzig Mohren aus bloßem Argwohn hinrichten, und als man bald darauf zwei andre, die man dieses Verbrechens wegen verdächtig hielt, nach Miquenez brachte, stürzte sich der eine davon lieber ins

Wasser, um nur in die Klauen des Kaisers nicht zu gerathen, und ertrank.

Die beste Zeit zur Flucht ist, wenn Tag und Nacht einander gleich sind. Um diese Zeit liegen die Mohren nicht mehr auf dem Felde, weil sie weder Korn noch Obst zu bewachen haben. Den Spaniern wird es nicht schwer Metadores zu finden, die ihnen die von ihrer Nation in Sclaverei Gerathenen überliefern, denn es kommen die Mohren an gewissen Wochentagen in den spanischen Vestungen zu Markte und unter diesen wird es dem Gouverneur nicht schwer, einige Metadores aufzufinden.

Das Unvermögen, so große Summe aufzubringen, als diese Führer fordern, hat einige Sclaven bewogen ohne alle Begleitung sich auf die Flucht zu machen, ohngeachtet der bevorstehenden Gefahr, in den Gebirgen und Einöden vor Hunger und Durst umzukommen, oder bei ihrer Wiederauffangung lebendig verbrannt, oder wenigstens grausam zerprügelt und neben ihrer täglichen Arbeit mit schweren Ketten belastet zu werden. Solche schreckliche Beispiele haben sie alle Tage vor Augen, und dennoch kommen ihnen alle diese Peinigungen, Martern und Quaalen nicht so schrecklich als der Gedanke vor, Zeitlebens in dieser elenden Sclaverei zu leben.

Im Jahre 1686 begingen Wilhelm Paine von Rouen und de la Trembbade ein solches Wagestück.

Sie waren mit unglaublicher Anstrengung acht Tage und neun Nächte hundert und funfzig deutsche Meilen gewandert, ohne jeden Tag hinlängliche Nahrung zu haben, und befanden sich nur noch eine deutsche Meile von dem portugiesischen Fort Magazan, als sie unglücklicher Weise entdeckt, gegriffen und nach Miquenez zurückgeschickt wurden, wo man ihnen fünfhundert Stockschläge gab und sie mit Fesseln und doppelter Arbeit belegte. Und wohl dem, der noch so gelinde davon kommt. Nachgehends wagten sie es aber doch noch einmal, wurden aber an der Ausführung durch den Tod verhindert, welcher, wie Hiob sagt, Ruhe verschafft denen, die viel Mühe gehabt haben, da die Gefangenen Friede haben im Grabe und nicht mehr hören die Stimme des Treibers.

Bei dieser Gelegenheit will ich hier eine merkwürdige Geschichte von der Flucht zweier französischer Sclaven erzählen, aus welcher man sehen wird, welch ein mühsames und gewagtes Unternehmen es ist, und wie schrecklich diejenige Sclaverei seyn muß, aus der sich die Menschen so theuern Kaufs zu retten suchen.

Jean Ladire von St. Valery im Ländchen Ger, den wir ranzionirt haben und der uns von allem diesen benachrichtiget hat, und Croissant von Havre de Grace verabredeten mit einander, ihrer elenden Sclaverei zu entfliehen, und vertrauten dieses ihr Unter-

nehmen einem Sclaven, Namens Antonio Rodrigue von Calais, der bei einem Kalkofen außerhalb Miquenez arbeitete, mithin ohne der Mohren oder andrer Sclaven Wissen am besten einige Lebensmittel anschaffen konnte. Dieser redliche Mann kaufte ihnen Brodt, Datteln, Erbsen und Trauben und für jeden ein paar Mohrische Schuhe.

Nach diesen getroffenen Verfügungen und Vorsichtsmaasregeln begaben sie sich den 2. Oct. 1693 auf den Weg nach Magazan und hatten keinen andern Führer als den Nordstern, nach dem sie sich ihre ganze Reise hindurch richteten. Sie reisten durch meilenlange Wüsten, schlugen sich in die Gehölze, wichen von der Landstraße ab und hielten sich nicht eher sicher, als bis sie keine Menschenspuren fanden. Besonders hüteten sie sich den Adouars oder Dörfern und andern Mohrenwohnungen nahe zu kommen, und weil sie allezeit des Nachts reisten, horchten sie genau auf das Hahnengeschrei und Hundegebell, um zu wissen, ob sie sich auch den Häusern zu sehr näherten. Dies waren die nothwendigen Vorkehrungen, die sie vorher mit einander verabredet hatten.

Gleich in der ersten Nacht ihrer kühnen Wanderschaft wurden sie die Gefahr, in die sie sich gestürzet, inne. Bei ihrem Ausgang aus der Stadt mußten sie durch dreitausend Hütten der Schwarzen von der kaiserlichen Leibwache, welche auf dieser Seite

gleichsam eine Vorstadt ausmachen. Sie wurden durch das Hundebellen verrathen und von den Schwarzen befragt, wo sie hinwollten? Croissant hatte jedoch Geistesgegenwart genug sich für einen Mohren auszugeben, der in kaiserlichen Verrichtungen weggeschickt würde, und entkam durch diese List nebst seinem Gefährdten der augenscheinlichen Gefahr entdeckt zu werden. Hierauf kamen sie auf eine Ebne, auf der sie acht deutsche Meilen ohne einige Hinderniß fortwanderten, die folgende Nacht aber befanden sie sich in einer Wüste voll steiler Felsen und abschössiger Oerter, in der sie vier Tage und vier Nächte zubrachten und manchmal Heerden von Löwen und Tiegern, deren Anzahl öfters funfzig stark war, begegneten, die sie aber durch Schlagung des Feuers mit einem Stahle und Verbrennung dürren Grases von sich abzuhalten wußten.

Während dieser Zeit kletterten sie Felsen hinauf und herunter. Um hinauf zu kommen stieg einer dem andern auf die Achseln und der oben war half dem andern mit den Händen nach, eben so machten sie es um in die gähen Klüfte hinunter zu steigen. Außer diesen Strapazen wurden sie auch von dem Durst geplagt, suchten mit Gefahr ihres Lebens Wasser und fanden nirgends keines. Einst erblickten sie welches in einer tiefen Bergkluft, die ganz von Felsen umgeben war, waren auch endlich demselben nahe genug, als sie eine Heerde Löwen dabei entdeckten,

welche sie zähnefletschend anblickten, und durch ihr Brüllen, weil sie durch das Herabrollen einiger Felsenstücken, welches durch das Herabrutschen der beiden Wanderer bewirkt worden, äußerst ergrimmt waren, einen fürchterlichen Wiederhall in den Gebirgen verursachten. Sie mußten daher aus Furcht von diesen Thieren zerrissen zu werden ohne ihren Durst gesättigt zu haben wieder fort und bekamen nicht eher als des andern Tags an einem weniger unwegsamen Orte zu trinken. Sie sahen daselbst noch mehr Löwen, indem in den africanischen Wüsten die Quellen sehr selten und daher zu jeder Zeit von den wilden Thieren besucht werden. Anfangs entsetzten sie sich vor selbigen, allein wie nachher der Durst stärker als das Schrecken war, schlichen sie allmählig näher, schlugen mit Flintensteinen Feuer und sicherten sich dadurch vor der Annäherung dieser Raubthiere. In dieser Gegend reisten sie mehr bei Tag als bei Nacht, weil sie der vielen abschüssigen Felsen halber, von denen sie in der Finsterniß herabgestürzt wären, daran verhindert wurden. Dessen ungeachtet fiel Croissant bei hellem Tage von einem Felsen bei funfzehn Schuh hoch herunter, nahm aber zu allem Glück keinen Schaden.

Nach diesen überstandenen Schwierigkeiten geriethen sie auf ein flaches Land und erblickten Pferde, wovon die Löwen fraßen, schlossen also hieraus, daß sie sich nicht weit von einem Dorfe befinden müßten,

worin sie durch das Bellen einiger Hunde auch bestätigt wurden. Sie begaben sich daher zu ihrer Sicherheit in einen Wald, allein er war so dick und unwegsam, daß sie sich, nachdem sie mit den größten Strapazen eine Stunde darin gegangen waren, wieder auf den vorigen Weg zurückbegeben mußten. Doch durften sie sich nicht ganz von dem Gehölze entfernen, weil es für sie am rathsamsten war, die Nacht über sich darin verborgen zu halten. Sie beschlossen den ganzen Tag über, welchen Weg sie wählen sollten, denn sie mußten entweder durch diesen ungangbaren Wald, oder über die Felsen, die sie mit so vieler Mühe überstiegen hatten, wieder zurück, oder sich dem Dorfe, das sie doch zu vermeiden hatten, nähern. Nach langem Deliberiren wählten sie endlich das Letzte. Diesen ganzen Tag über wurden sie von einem brennenden Durst gequält, sie liefen in dem Gehölze auf und nieder, suchten Wasser und fanden keins. Endlich hörten sie einen Frosch quaken, worauf sie nach dem Ort, wo das Gequake herkam, hingingen, und eine Pfütze im dicksten Orte des Waldes antrafen, die aber dergestalt voll Ungeziefer wimmelte, daß sie das Wasser durch ihre Hemden ringen mußten und dann erst es genießen konnten. Bei einbrechender Nacht gingen sie mit der größten Angst auf das Dorf zu, schweiften die ganze Nacht um dasselbe herum einen Ausweg zu finden, trafen aber keinen an.

Bei anbrechendem Tage waren sie endlich genöthigt sich in einen unweit des Dorfes befindlichen Sumpf, welcher mit Schilf und hohem Grase bedeckt war, zu retiriren, und beschlossen sogleich, den Tag über sich darin zu verbergen, die Nacht aber sodann weiter zu wandern. Sie versteckten sich an einem Ort, wo das dickste Rohr stand, schnitten, um nicht entdeckt zu werden, eine Menge davon ab und steckten es um sich herum, welche Vorsicht ihnen auch nichts schadete. Denn am Morgen früh kamen die Mohren aus dem Dorfe um Rohr zu schneiden, und die beiden Sclaven hielten sich schon für verloren, als endlich einer dieser Mohren zu dem andern sagte: Dies Schilf ist zu hart, laß uns nach anderm umsehen; wodurch sie für diesmal der über ihren Häuptern schwebenden Gefahr entgingen.

Die folgende Nacht machten sie sich wieder auf den Weg, kamen ungestört von dem Dorfe ab und wanderten auf den Fluß Azamor, insgemein der Mohrenfluß genannt, zu. Unterwegs trafen sie eine tiefe Höhle an, warfen einen Stein hinein, und merkten aus dem Geräusch, daß Wasser auf dem Grunde wäre. Ladire, welcher fast vor Durst verschmachtete, band seinen und seines Cameraden Gürtel zusammen und wagte es sich damit herunter zu lassen. Wie er unten angelangt war, fühlte er den Körper eines Thieres unter seinen Füßen, daher er an sich hielt und nur ein wenig Wasser schöpfte.

Dies stank aber, weil das Thier darin verfault war, so arg, daß ers nicht hinterbringen konnte, und seiner Versicherung nach an dem übeln Geruch hätte sterben müssen, wenn er sich nicht geschwinde wieder hinaufgeschwungen hätte. Sie mußten nunmehr ihren Wanderstab weiter fortsetzen und bekamen nicht eher zu trinken, bis sie in einem Thale eine Quelle antrafen, welche eine Löwin zu bewachen schien. Ihr unbändiger Durst und die Kühle des Wassers erregten ihre Begierde außerordentlich, allein die Löwin fletschte sie mit ihren Zähnen so grimmig an, daß ihnen aller Muth verging, wobei das Schlimmste für sie war, daß sie nur noch ein klein Stückchen Zunder übrig hatten. Endlich siegte der Durst doch über ihre Zaghaftigkeit. Ladire, dessen Mund von dem in der Hitze verschluckten stinkenden Wasser wie Feuer brannte, lief gerade nach der Quelle zu, während sein Gefährdte die Löwin durch liebkosende Worte zu schmeicheln bemüht war. Diesen schweren Dienst that Ladire seinem Cameraden nachher auch. Sie sahen es als einen besondern Schutz der Vorsehung an, daß der Löwin Grimm so lange als sie tranken gebändigt war.

Als sie dieser Gefahr entgangen waren, rissen sie etliche Stücken von ihren Hemden und brannten sie zu Zunder, damit sie nicht wieder aus Mangel dessen in solche Verlegenheit gerathen möchten. Der angenehme süße Geschmack des Wassers machte, daß sie

sich den ganzen Tag dabei aufhielten, ungeachtet es nicht von ihnen allzuvorsichtig gehandelt war. Sie bedachten nicht, daß das Wasser in diesem heißen Himmelsstrich sehr rar, und daß daher die Mohren öfters solche Oerter, wo Quellen sind, besuchen und ihre Heerden, und wärs gleich noch so weit, dahin zur Tränke führen. Da sie früh aufwachten, erschraken sie sehr, wie sie nicht weit davon eine Heerde Cameele weiden sahen, die auch den ganzen Tag über da blieben. Die Araber, denen sie zugehörten, waren ihnen so nahe, daß sie sie reden hören konnten. Das Blut starrte ihnen in den Adern, besonders als sie einen sagen hörten: vor Zeiten hätte man hier Christensclaven angetroffen, die nach Magazan hätten entfliehen wollen; und geriethen hierüber in solches Schrecken, daß, wenn einer dieser Leute sich nur bewegte, sie sich verrathen glaubten. Doch war ihnen obige Rede des nomadischen Arabers auf der andern Seite sehr angenehm, weil sie daraus sahen, daß sie den rechten Weg nicht verfehlt hätten. Unsre Pilgrimme bekamen, wie bei hereingebrochener Nacht die Cameeltreiber sich wieder fortmachten, wieder frischen Muth, labten sich an dem erquickenden Wasser noch einmal und verdoppelten alsdann ihre Schritte, damit sie nicht wieder in solche Gefahr gerathen möchten, so daß sie nach Mitternacht die Ufer des Flusses Azamor betraten.

Jean Ladire zog die Kleider aus und probirte ob hier durchzukommen wäre, zu allem Glück fand

er das Wasser auch so seicht, daß er mit seinem Gesellschafter ohne ihre noch übrig gebliebenen Eßwaaren naß zu machen hinüber kam. Bei Tages Anbruch versteckten sie sich wieder, machten sich aber bei hereinbrechender Finsterniß wieder auf den Weg, und bekamen gegen Mitternacht bei der Helle der Sterne die Thürme von der gewünschten Stadt zu ihrer unaussprechlichen Freude zu Gesichte. Dieser Anblick und die Hoffnung der herannahenden süßen Freiheit verstärkte ihre Kräfte, sie waren so voll Freude, daß Ladire im Taumel derselben ganz unvermuthet über vier schlafende Mohren stolperte. Dieser Fall setzte die schlafenden Mohren in solche Furcht, daß sie augenblicklich davon liefen, denn es waren nur Berebers oder Bauern, welche zur Wache dahin gelegt waren und wenig Courage haben. Wie sie aber merkten, daß man sie nicht verfolgte und die beiden Sclaven voller Erstaunen still standen, erholten sie sich von ihrem Schrecken, und merkten sogleich, daß dies Sclaven wären, welche nach Magazan wollten. Daher kehrten sie wieder zurück, hielten sie mit Schreien auf, weil sie sich anfänglich nicht an sie wagten, und warfen sie endlich auf die Erde nieder, wo sie sie mit Stricken banden. Wenn diese beiden Leute nur etwas Besonnenheit gehabt und nicht gleich alle Geistesgegenwart verloren hätten, so konnten sie sich leicht von diesen verzagten Schurken befreien, da sie zumal nur noch einen sehr kurzen Weg nach Magazan hatten. Wie sie endlich wieder zur Besinnung

kamen, so war es leider zu spät. Denn es kamen einige mohrische Soldaten, die nicht weit davon die Wache hatten, auf das von den Berebers gemachte Geschrei herbei. Diese wollten sich ihrer bemächtigen, allein die Berebers gaben es nicht zu, sondern schickten sogleich einen von sich zu ihrem Scheich, der ungefähr eine Meile weit in dem Dorfe war. Unterdessen befragten sie ihre Gefangenen genau, ob sie Geld bei sich hätten, erboten sich auch sie für eine ansehnliche Summe nach Magazan zu schaffen. Weil diese aber keins hatten, auch ihnen nichts versprechen konnten, so mußte es unterbleiben, und durchsuchte man sie hierauf am ganzen Leibe, sogar im Munde, fand aber außer den wenigen Eßwaaren bloß ein klein Gebetbuch bei ihnen, welches alles ihnen abgenommen wurde.

Nicht lange darauf kam der Scheich zu Pferde und führte sie unter Bewachung seiner vier Berebers nach Azamor, wo er sie dem Gouverneur des Orts, einem Renegaten von Marseille, überlieferte, der ihnen das Gebetbuch wieder geben ließ.

Dieser befragte sie sogleich, auf welchem Wege sie gereist wären, worauf sie antworteten, sie hätten den Weg längst der Seeküste genommen, worauf er jedem Wächter der Küsten, weil sie nicht gehörig Achtung gegeben hatten, zweihundert Stockschläge geben ließ und sodann die Gefangenen in die tiefen

Gefängnisse der Stadt, in welchen sie sechs und dreißig Tage unter den ärgsten mohrischen Missethätern, von allerhand Ungeziefer geplagt, saßen, schickte.

Während der Zeit, da sie in diesen fürchterlichen Kerkern sich befanden, brachte man eines Tages einen jungen Mohren zu ihnen, der ein bleiches Gesicht hatte und über und über mit Blut bespritzt war. Er hatte sich bei dem Gouverneur beklagt, daß er sein vor kurzem geheirathetes Weib nicht als eine Jungfrau überkommen hätte und deshalb um die Ehescheidung angetragen. Die Braut hatte nun ihre Jungfrauschaft hinlänglich dargethan und um Genugthuung wegen des erlittenen Schimpfs gebeten, daher war dieser Mohr verurtheilt worden, von dem Scharfrichter durch die Straßen der Stadt an einem Halfter geführt und ausgepeitscht zu werden. Dieser war auch seiner Pflicht treulich nachgekommen, und hatte ihn mit Stricken dergestalt unbarmherzig gegeißelt, daß sein Leib ganz zerrissen war und die Haut in Stücken herunterhing. In dem Gefängnisse gestand der arme Schlucker, daß er eigentlich nicht wisse, worin die Jungferschaft bestünde.

Der Gouverneur gab den Berebers, die die Sclaven gefangen hatten, nichts, denn die Einwohner müssen für solche Geflüchteten bezahlen, daher sie sehr genau Achtung geben. Anfänglich bekamen sie von dem Kaiser für jeden, den sie zurückbrachten,

zehn Ducaten, allein nachher änderte er dies und machte gegenwärtige Einrichtung, bei der er dieses Geld ersparen kann. Die schärfste und stärkste Wache ist zu Azamor, als dem nächsten Orte bei Magazan. Man hält daselbst zu Ausspürung der Christen eine Menge großer Hunde, welche alle Nachmittage um vier Uhr in den bei Magazan liegenden Wald gehetzet werden, um alles durchzusuchen; überdies bestreicht die ganze Gegend eine Runde von gewaffneten Mohren, daher es außerordentlich schwer ist, hier durchzukommen.

Nach sechs und dreißigtägiger Gefangenschaft wurden sie auf einem Kameel fort nach Salee geschafft. Hier blieben sie achtzehn Tage und zogen sodann nach Miquenez; unterwegs aber begegneten sie dem Gouverneur von Miquenez, der sie mit Prügeln bewillkommte und wieder zurücktrieb. Doch besänftigten selbigen der französische Consul und die dasigen Kaufleute französischer Nation, so daß er sogar versprach, sie sollten bei ihrer Ankunft in Miquenez nicht gleich vor den Kaiser gebracht werden. Er schickte sie dahin, und hatte, um sein Wort zu halten, Befehl ertheilt, sie bis zu seiner Wiederkunft in seinem eignen Hause zu verschließen. Als sie aber einzogen, bekam sie Muley Zidan zu Gesichte; da dieser sie mit Ketten beladen auf ein paar Mauleseln daher reiten sah und nach eingezogener Erkundigung erfahren hatte, daß es zwei entlaufene Sclaven wä-

ren, so fragte er sie: Warum sie geflohen wären? Die Gefangenen antworteten: Sie hätten kein Verbrechen begangen, sondern hätten bloß ihre Freiheit zu erlangen gesucht. Hierauf machte Muley Zidan Miene den Ladire mit einem Spieß zu schlagen, dieser aber wich dem Streiche aus und verbarg sich zwischen den vordern Füßen des Pferdes. Doch dieses wurde schüchtern, sprang über ihn weg und hätte ihn beinahe todt getreten. Der Zorn des Sherifs legte sich aber bald und er sagte: Mein Vater tödtet die Sclaven, ich wills aber nicht thun! ließ sie darauf in sein Haus bringen, woselbst diese Unglücklichen vier Monate lang in Ketten ohne den geringsten Schutz für Regen und Sonnenschein arbeiten mußten. Nach dieser Zeit gingen sie wieder an des Kaisers Arbeit und blieben bloß deswegen mit aller Strafe verschont, weil der Kaiser seines Sohnes Wort nicht ungültig machen wollte, jedoch bedrohte er sie, daß er sie lebendig verbrennen lassen wollte, wenn sie ein solch Wagestück noch einmal unternehmen sollten.

Dieser Drohungen aber ungeachtet wagten sie es doch nach Verlauf von zwei Jahren wieder und zogen also alle Gefahr und Drangsale dem unerträglichen Joch ihrer Sclaverei vor. Weil sie aber aus der Erfahrung gelernt hatten, daß zwei Mann nicht hinreichend wären, um sich gegenseitige Hülfsleistun-

gen auf der Reise zu thun, so beredeten sie einen dritten, Namens Wilhelm Rigault von Marseille, dazu, und dieser trat mit dem größten Vergnügen ihrem Bunde bei. Die Länge des Weges von Miquenez nach Magazan und die ihnen auf dieser Reise dahin aufgestoßenen Hindernisse und Gefahren bewogen sie diesmal den nähern Weg gegen das mittelländische Meer zu zu nehmen, um von da entweder an einen spanischen Ort zu gelangen, oder wenn sie das Meer erreichen könnten, wohl gar über dasselbe hinüber zu segeln.

Zu diesem Endzweck vertraute Ladire dies Geheimniß einem Sclaven von Marteque, Joseph Curet genannt, welchen der Kaiser einem Einwohner zu Miquenez zur Arbeit übergeben hatte. Bei diesem fand sich die schicklichste Gelegenheit, sich mit alle dem, was sie zu einem so sonderbaren Unternehmen brauchten, zu versehen. Ladire stieg alle Abende nach verrichteter Arbeit auf einer Strickleiter in eine Dachkammer, wo dieser wohnte und zog dieselbe allemal hinauf, um sich dadurch vor einer Ueberraschung zu sichern. Die Noth macht erfinderisch. In dieser Kammer verfertigten sie in siebzehn Nächten ein Boot aus Leder, das ungefähr vierzig Pfund, wenn es trocken, siebenzig Pfund aber, wenn es naß war, wog, der Kiel davon war ungefähr zehn Schuh lang. Außerdem nahmen sie auch Nägel, Zwirn, Schusterahlen und andre kleine Werkzeuge mit und versahen

sich überdies mit der Schalpe oder dem Kopf von einem Huthe, um im Nothfalle das Wasser aus dem Boote zu schöpfen. Sie legten das Boot gefaltet in einen großen Sack, den sie statt des Segels gebrauchen wollten, steckten auch eine große Axt mit hinein, um das Holzwerk zu dem Boote an dem Meeresufer zuzuhauen. Dieses alles wurde von ihnen am Fuße des Berges Saharon, drei deutsche Meilen von der Residenz, versteckt, und konnte solches ohne einigen Verdacht geschehen, weil täglich etliche Sclaven dahin zur Arbeit gehen mußten.

Den 19. Mai mischten sich unsre drei Abentheurer unter die andern und thaten als ob sie auch dahin mit verschickt worden wären, traten auch bei hereinbrechender Nacht ihre wunderbare Reise an. Ladire trug das Boot, Rigaut das Geräthe und Croissant die Victualien. Kaum waren sie aber einige Meilen gewandert, so fiel ein so heftiger Regen ein, daß sie gezwungen wurden den Rückweg zu nehmen. In dieser traurigen Verlegenheit beschlossen sie, sich unter der Regenzeit in dem auf dem Berge Saharan liegenden Garten des Bassa von Miquenez zu verstecken, und dieses konnten sie um so eher, da sie wußten, daß der Aufseher ein gefangner Franzose, Namens Ridault, war. Zu gutem Glück bellte sein Hund keinen Christen, sondern bloß Mohren an, daher sie ungehindert in sein Behältniß kommen konnten. Ridault erschrak bei ihrem Anblicke und

rieth ihnen sich in möglichster Eile zu verstecken, weil ihnen nachgejagt würde. Sie fanden daher fürs rathsamste sich in einem dicken Busch, der mitten im Garten stand, zu verbergen, blieben in demselben vier ganzer Tage, als so lange das Regenwetter anhielt, und bedeckten sich und ihre Eßwaaren mit dem Boote. Sie wären gewiß gleich anfangs entdeckt worden, wenn nicht die Mohren sich vor dem Regen gescheut hätten, welchen sie sehr fürchten, und diese Abentheurer wären auch mitten unter dem Regen gern fortgewandert, weil sie keine gelegnere Zeit sich wünschen konnten, wenn sie nicht zu befürchten gehabt hätten, daß ihre Eßwaaren naß werden und in der Länge der Zeit verderben möchten. Wie der Himmel sich wieder aufklärte, machten sie sich lustig und guter Dinge auf den Weg und kamen in zwei Nächten bei dem Flusse Fez an.

Als sie nun hinüber wollten, fing dem Rigaut ihr kühnes Unternehmen zu reuen an, er rieth daher aus Furcht der Gefahr zum Rückwege an. Seine Cameraden suchten ihm dieses auszureden, und stellten ihm vor, daß wenn er zurückginge, er für sie alle beide büßen und eines schmerzvollen Todes sterben müsse. Allein er beharrte bei seinem Vorsatz, daher sie endlich Drohungen gegen ihn zu gebrauchen genöthigt waren; dieser, in der völligen Ueberzeugung, daß sie Ernst mit ihm machen wollten, zog sein Messer, um damit auf sie loszugehen, allein Ladire rang

es ihm aus den Händen, besänftigte ihn mit guten Worten und brachte es dahin, daß er die Reise mit ihnen weiter fortzusetzen versprach. Der Fluß war von dem Regen- und Schneewasser, das aus dem Gebirge sich in selbigen ergoß, dermaßen angeschwollen, daß Ladire einen Furth umsonst suchte und beinahe von dem reißenden Strome mit fortgeführt worden wäre. Sie hätten sich gern ihres Bootes bedienet, allein da sie zu dessen Ausbauung kein Holz ausfündig machen konnten, war es ihnen nichts nütze. Sie brachten also die ganze Nacht mit vergeblichen Bemühungen zu, und waren daher gezwungen, sich den andern Tag über in ein in der Nähe befindliches Kornfeld zu verstecken. Die folgende Nacht war der Fuß gefallen, weshalb sie, jedoch mit vieler Mühe, hinüberkamen, und drei Tage darauf den Fluß von Larache ebengestalt glücklich durchwateten.

Von da zogen sie nach den Gebirgen zu, um den Mohrenwohnungen und den Hütten der Küstenwache auf den Hügeln und engen Pässen zu entgehen. Dies wurde ihnen aber blutsauer. Ladire schleppte sich mit dem nassen Boote und erstickte unter demselben beinahe, als er über die steilsten Felsen damit klettern mußte. Als er einmal einen falschen Tritt that, rollte er bei funfzig Klaftern tief hinunter und fühlte diesen Fall noch lange Zeit nachher. Ihr Brodt nahm gleichfalls beträchtlich ab, ob sie

gleich dasselbe geschonet, und sich in den Waizen-, Gersten- und Bohnenfeldern, die ihnen in Menge aufstießen, satt gegessen hatten. Dieses alles aber fehlte ihnen, als sie in das fürchterliche Gebirge Rifle gelangten, wo auf einander gethürmte Felsen mit ihren Spitzen bis an die Wolken reichen und durch jähe Abgründe und reißende Bergwasser von einander abgesondert sind. In diesem unwirthbaren Gebirge, welches sich längst der Seeküste von Tanger bis nach Algier erstreckt, brachten sie fünf Tage und fünf Nächte zu. Beim Mondenschein konnten sie in den ersten Tagen viele Hütten erkennen, die sie vorbeipassirten, die Sorglosigkeit dieser Leute aber, die von der Seeküste entfernt wohnen, sicherte sie vor aller Gefahr.

Rigault, den der Hunger äußerst plagte, rieth bei deren Erblickung, daß man in dieselben hineingehen, und es möchte werden wie es wollte, zu essen verlangen sollte, er hatte sogar die Kühnheit an eine solche Thür zu klopfen, und wäre gewiß hineingegangen, wenn ihn die andern an seinem thörichten Unterfangen nicht verhindert hätten. Sie hatten in dieser Noth keine andre Speise als Baumblätter und etliche Kräuter, die zwischen den Felsen standen, wodurch ihr Muth gänzlich zu sinken anfing. Wie sehr wurde aber dieser von neuem wieder belebt, als ihre Augen das mittelländische Meer und die spanischen Küsten von den Gipfeln der Berge erblickten. Die

größte Schwierigkeit war, ohne die größte Lebensgefahr hinabzukommen, weil der gefrorne Schnee auf dieser Seite die Felsen bedeckt und dadurch das Hinabsteigen unmöglich gemacht hatte. Sie mußten daher, um einen sichern Weg ausfündig zu machen, sich wieder zurückbegeben und bei den Wohnungen der Mohren sich durch Hülfe der Nacht vorbei zu schleichen suchen. Sie marschirten daher in einer Tiefe zwischen zwei Felsen, wo sie am wenigsten Menschen vermutheten, hindurch, wurden aber zu ihrem größten Unglück von einem Mohren, welcher den Tag über die Kühe in der Tiefe gehütet hatte, entdeckt, und durch selbigen das ganze Dorf, welches überfallen zu werden glaubte, rege gemacht. Sie setzten sogleich an allen engen Schlüften Wache aus, und unsre Reisenden, die bei so später Nacht alles im tiefsten Schlafe vermutheten, wunderten sich nicht wenig als sie einen großen Lärm hörten und sich verrathen sahen. Croissant und Rigault wurden sogleich gegriffen, Ladire aber, der sein Boot zwischen zwei Felsen schleppte, legte sich aufs Fliehen und wurde von zwei Haufen Mohren verfolgt. Vielleicht wäre er vermittelst der Nacht entwischt, wenn er nicht bei Durchwatung eines kleinen Bergwassers ins Wasser gefallen wäre und durch das hierbei gemachte Geräusch sich verrathen hätte, worauf er von den herzugelaufenen Mohren ebenfalls gefangen genommen wurde. Sie wurden jedoch von diesen Barbaren besser behandelt als sie geglaubt hatten, denn

da diese sahen, daß sie von Hunger und Durst ganz abgemattet waren, buken sie sogleich Brodt in heisser Asche und gaben es ihnen nebst Trauben und Feigen zu essen, bezeigten ihnen auch in den herzlichsten Ausdrücken ihr Mitleiden über ihren elenden Zustand.

Sie schluckten alles, was man ihnen gab, begierig hinunter, wurden aber, weil ihr Magen zusammengeschrumpft und die Speise nicht gehörig verdauen konnte, alle zusammen sehr krank. Wie sie nun so speisten, versuchten es die Mohren von ihnen zu erfahren, was ihr Vornehmen gewesen wäre, allein sie konnten theils vor Hunger, theils vor Kummer über ihr elendes Schicksal kein Wort antworten. Endlich besann sich einer dieser gutmüthigen Leute und sagte zu dem andern: Wenn ihr mit ihnen reden wollt, so gebt ihnen Wein, damit ihre Zunge gelöset werde! Dieses geschahe denn, und wurden diese Abgematteten dergestalt davon erquicket, daß sie ihren Wächtern über alles Rede und Antwort geben konnten. Sie durchsuchten sie nicht, sondern wurden bloß von ihnen gebeten, ihre Messer und Halbstiefeln, die sie unterwegs aus einigen Fellen, womit sie im Nothfall das Boot ausbessern wollten, verfertigt hatten, ihnen zur Verehrung zu machen. Sie wurden die ganze Nacht über von acht Mohren bewacht und bloß mit einem Stricke an den Hals gebunden. Die Weiber lagen ihren Männern sehr inständig an, diese Sclaven noch einige Zeit bei sich zu

behalten, damit sie von ihnen ihre sonderbare Schicksale erfahren könnten, allein dies wurde von den Männern nicht zugestanden.

Den folgenden Morgen früh nahmen zwei Schwarze von der kaiserlichen Leibwache, die in der dortigen Gegend die Kopfsteuer eintrieben, fünf und zwanzig Mohren mit sich und führten die drei Gefangenen nach Therez, vierzig deutsche Meilen davon, kamen auch nach Verlauf von drei Tagen mit ihnen daselbst an. Wären diese Armseligen im Stande gewesen, sich an etwas zu ergötzen, so hätten sie es am Fuße des Gebirges auf ihrer Rückreise Ursache gehabt, denn sie trafen da eine Menge Affen an, die lauter närrische Aufzüge und Bewegungen vor ihnen machten. Unter andern sahen sie zwölf dieser Thiere, welche einander bei den vordern Füßen hielten und mit einander über einen sehr breiten Bach hinüberhüpften. Sonst bekamen sie den ganzen Weg über keine lebendige Creatur zu Gesichte.

Als sie in Therez, einem artigen Städtchen, auf einem Hügel erbauet, ankamen, wurden sie vor einen mohrischen Bassa gebracht. Sobald sie ihn erblickten, fielen sie platt mit dem Gesichte auf die Erde nieder und baten ihn um Gotteswillen sie nicht an den Kaiser zu schicken, indem sie keinem Menschen nichts gethan und durch ihr ausgestandnes Elend schon genug für den Versuch ihre Freiheit zu erlan-

gen gebüßet hätten. Der Bassa erwiederte hierauf: Uebles sollte ihnen von ihm nicht widerfahren, doch wäre es seine Pflicht sie auf die gewöhnliche Art in Ketten geschlossen nach Miquenez zu senden. Sogleich wurden sie mit Ketten belastet, woran man wohl zwei und zwanzig sehr starke Kerle hätte befestigen können, und etliche Tage in ein Loch geworfen, worin sie vor Hitze und Gestank beinahe umgekommen wären. Nachher wurden sie von zwei Mann Wache geschlossen nach Fez und unter einer Menge Kolbenstößen weiter nach Miquenez gebracht. Einer dieser Schwarzen wollte sie denselben Abend noch, da sie ankamen, vor den Muley Ismael führen, allein der andre gab es nicht zu und sperrte sie bis auf den andern Morgen in die Sclavengefängnisse. Bei ihrer Ankunft wurden sie von ihren übrigen Unglücksgefährdten mit vieler Theilnahme an ihrem traurigen Schicksale aufgenommen, bekamen aber am Ende schlechten Trost, weil diese ihnen eröffneten, daß sie wahrscheinlich eines schrecklichen Todes sterben würden. Doch diese ließen den Muth nicht sinken und gaben ihnen zur Antwort, daß die Vorsicht, die sie aus so vielen augenscheinlichen Todesgefahren wunderlich errettet habe, sie auch diesmal in ihren Schutz nehmen würde.

Den andern Morgen erschienen zwei Alcaquedras oder Henkersknechte, die sie abholten und vor Muley Ismael führten. Bei ihrer Ansichtswerdung

fragte er sie um die Ursache ihrer Flucht, worauf sie antworteten, es wäre aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie von dem Sclavenaufseher übel behandelt worden wären, so daß sie nicht einmal die gehörige Portion von ihm bekommen hätten. Kaum hatte der Kaiser diese Rede gehört, als er ihnen den Rücken zukehrte und fortging. Ehe er noch sich weit entfernt hatte, ließ er sie durch zwei Mascarins fragen, von welcher Nation sie wären und unter welchen Alcaides sie als Sclaven gestanden hätten. Nach angehörter Antwort schickte er zweihundert Chasseras, welches vierzehn, bis funfzehnjährige Mohren sind und einen Theil seiner Leibwache ausmachen, zu den drei Sclaven, und erlaubte ihnen, diese drei Männer an dem von ihm bestimmten Ort, auf welche Art sie wollten, umzubringen. Indem nun diese jungen Teufel mit ihnen unter dem gräßlichsten Geschrei nach der Richtstatt zueilten, ließ er ihnen sagen, daß er bei der Hinrichtung selbst zugegen seyn wollte. Er begab sich auch dahin, die drei armen Schlachtopfer mußten ihm nachfolgen und sahen ihn den Anfang mit Niedersäbelung von fünf Mohren machen, welches Aufseher über die Arbeit waren. Darauf ging er weg, wusch sich, zog andre Kleider an, weil die vorigen ganz mit Blut bespritzt waren, kam wieder zurück und sagte zu ihnen in einem ganz sanften Tone: Wenn sie die muhametanische Religion annehmen wollten, so sollten sie begnadigt werden. Als diese

nun herzhaft antworteten: Sie wollten als Christen sterben, doch möchte er ihnen um des Antlitzes seines Sohnes willen das Leben schenken! (welches die kräftigste Fürbitte bei diesem Tyrannen ist) erschienen zwei christliche Sclavinnen, Margaretha Bourdine von Mortagne und ihre Tochter Honorate Chauve, welche von der bevorstehenden Hinrichtung Nachricht erhalten hatten, fielen dem Kaiser beherzt zu Füßen, küßten die Erde und baten in den flehendsten Ausdrücken um dieser drei Sclaven Leben. Der Kaiser ließ sich diesmal durch diese Vorbitten erweichen, gewährte ihnen ihre Bitte, begab sich fort und ließ ihnen die Sclaven ausliefern. Diese edlen Seelen waren hierüber vor Freuden ganz außer sich, liefen hin zu den Gefangenen und ließen denselben die Fesseln, die sie mit ihren Thränen benetzten, abnehmen.

Auf diese kurze Freude der so wunderbar Geretteten folgte den andern Tag ein harter Sturm. Die Alcaides ließen jeden von ihnen aus Aerger über das, was den vorigen Tag wegen Verklagung der andern Alcaides denselben widerfahren war, zur Rache dreihundert Stockschläge geben. Der Sclavenvoigt, der ihrer im Gefängniß warten muß, war gleichfalls auf sie erbittert und schlug sie unbarmherzig auf die Köpfe. Zwei derselben fielen bald zu seinen Füßen nieder, Ladire aber, der an einer Mauer stand, hielt länger aus. Diese Standhaftigkeit verdroß den

Mohren so, daß er immer zuschlug und endlich sagte: Will dieser christliche Hund noch nicht fallen! Dies war dem Ladire Winks genug gleich den übrigen niederzufallen, worauf jeder derselben mit einer drei und zwanzig Pfund schweren Kette und einem Zwergeisen gefesselt wurde. In diesem Fußeisen arbeiteten sie acht ganzer Monate, mußten mit dieser Last auf die Leitern steigen und die schwersten Arbeiten damit verrichten. Der Sclavenvoigt oder Stockmeister hatte den beiden französischen Frauenzimmern versprochen den Sclaven kein Leid zu thun und sie gelinde zu behandeln, allein weil ihr Gesuch nicht von einem guten Präsent begleitet war, so hielt er sein Wort nicht.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Schreckliche Strafen, mit denen der Kaiser einige Metadores belegen läßt; Gabriel Robins glückliche Flucht aus der maroccanischen Sclaverei; lezte Reise des Verfassers nach Salee und deren erwünschter Erfolg; Schilderung des Alcaide Haly, eines Günstlings des Muley Ismaels, und seines habsüchtigen und blutdürstigen Characters, nebst dahin einschlagenden Anekdoten. Abreise von Salee und glückliche Ankunft in Cadix. Unglücksfall, der den Verfasser an seine Reise nach Frankreich verhindert hat.

Die Nachricht, welche wir den Sclaven von unsern mit den Metadores in Cadix gemachten Contract ge-

macht hatten, veranlaßte viele diesen Weg zu Erlangung ihrer Freiheit zu versuchen. Einer von ihnen, dem dies Wagestück gelungen war, erzählte mir nach seiner Rettung, auf welche kühne Art er aller Wachsamkeit der Mohren ungeachtet entflohen war.

Er hieß Gabriel Robin, aus Nantes gebürtig, war acht und vierzig Jahr alt und in seinem ein und zwanzigsten in die Gefangenschaft gerathen. Die Langwierigkeit seiner elenden Sclaverei und der Kummer, daß er nicht mit ranzionirt worden war, vermochte ihn zu diesem verzweifelten Endschluß. Er suchte nebst einem seiner Kameraden, der eben auch dieses im Sinne hatte, zwei Metadores auf, wurde bald mit ihnen über den Preis einig, und versprach die Bezahlung sogleich als sie die Metadores in ein christliches Land brächten. Diese Leute forderten sieben Ducaten im voraus, um ihrem Vorgeben nach ein Pferd zu Beschleunigung der Flucht zu kaufen, dieses wurde ihnen auch von den freiheitsbegierigen Sclaven, die so viel aufgebracht hatten, bewilligt. Sie bekamen aber in zwei Monaten keine Nachricht von den Metadores und schlossen daraus, daß sie von ihnen betrogen worden wären, worüber sie dermaßen aufgebracht wurden, daß einer von ihnen zum Kaiser gehen und alles entdekken wollte, wenn er nicht von dem andern daran noch verhindert worden wäre. Doch erfuhren sie kurz darauf, wie übel es den beiden Mohren ergangen war.

Diese Metadores hatten nemlich nach dem mit unsern beiden Sclaven getroffenen Vergleich sich mit zwei Spaniern, welche ihnen eine größere Summe Geldes versprochen hatten, eingelassen, sich auch mit ihnen gleich auf den Weg gemacht, dieselben beinahe auch glücklich durchgebracht, als sie durch einen unvorhergesehenen Zufall entdeckt wurden. Es war nemlich in dem Dorfe, wo sie sich unterwegs in einem Hause, welches einem der Metadores gehörig, verborgen hatten, eine Kuh gestohlen und nach bei dem Alcaide beschehener Anzeige davon alle Mohrenwohnungen und alle verdächtige Oerter genau durchsucht worden. Bei dieser Gelegenheit fand man denn auch die spanischen Sclaven und schickte sie nebst ihren Führern gefesselt nach Miquenez. Der Kaiser verurtheilte die Metadores sogleich, daß man sie mit den Händen an das neue Stadtthor annageln und daran so lange hängen lassen sollte, bis sie unter dieser Pein gestorben wären. Einer von ihnen lebte unter den schrecklichsten Quaalen drei Tage, worauf sein todter Körper den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Dem andern rissen die Hände durch, daher er lebendig herunterfiel und entfliehen wollte, allein einige Mohren erblickten ihn, und weil sie gegen die, die den Christen zu ihrer Flucht behülflich sind, einen unversöhnlichen Haß haben, so stachen sie ihn durch und durch und warfen seinen Leichnam aufs freie Feld. Als die beiden Entflohenen vor Muley Ismael gebracht wurden, fragte er sie seiner Gewohnheit nach,

ob sie Mahometaner werden wollten? sonst würde es ihnen ihr Leben kosten. Als sie ihm aber zur Antwort gaben, daß sie als Christen leben und sterben wollten, schlug er ihnen mit eigner Hand den Kopf herunter. Die übrigen Sclaven begruben mit des Kaisers Erlaubniß die Leichname auf den Christenkirchhof und verehrten sie als Märtyrer, die um der Wahrheit willen ihr Leben hingegeben hatten.

Bald hernach ertappte man zwei andre Metadores, welche man den Mauleseln an die Schwänze band und sie mit dem Gesicht gegen die Erde so lange durch alle Straßen von Miquenez schleppte, bis sie in Stücken zerrissen.

Durch diese mehr als unmenschliche grausame Bestrafungen wurden die Metadores so schüchtern gemacht, daß man lange Zeit keine zu Gesichte bekam, und also dies einzige Mittel, aus der Sclaverei zu entkommen, gänzlich abgeschnitten schien. Es ging ein Jahr vorbei, unter welcher Zeit es kein Metador wagte nach Miquenez zu kommen. Endlich als die Furcht etwas nachgelassen hatte, kamen einige wieder herbei, mit denen unsre Sclaven einen zweiten Contract errichteten. Die Mohren machten aber die größten Schwierigkeiten, und gaben vor, daß es jetzt unmöglich anginge, weil zur jetzigen Jahrszeit (es war im Juni) die Hitze bei Tage zu

groß, die Nächte zu kurz und wegen der Erndte viel Volk im freien Felde wäre. Robins Gefährdte ließ sich dadurch abschrecken, allein er selbst, der seiner fünf und zwanzigjährigen Gefangenschaft müde war und keine einzige andre Aussicht zu seiner Befreiung vor sich sahe, drang immer nachdrücklicher in sie, bot ihnen auch eine größere Summe Geld, so daß sie ihm endlich zur Flucht behülflich zu seyn versprachen und ihm versicherten, daß einer von ihnen nächstens kommen und ihm die Zeit und den Ort zur Flucht entdecken werde, wobei sie ihm zu seiner und ihrer Sicherheit noch anriethen, sich, um ganz unkenntlich zu seyn, eine Mohrenkleidung anzuschaffen. Nachdem dieses geschehen, ihm auch einer der Metadores Zeit und Ort angegeben hatte, so begab er sich zur Mitternachtzeit den 13. Juni 1713 mit ihnen auf die Flucht und nahm in ihrer Gesellschaft den Weg nach Fez. Vor Tagesanbruch kamen sie schon an den Fluß Negra und schwammen hindurch. Von da reisten sie weiter durch eine große Wüste rechter Hand bei dem Gebirge Saharon, in welchem viel Salz gefunden und in Guinea gegen Goldstaub vertauschet wird.

Die zwei Führer, welche durch das Unglück ihrer Cameraden vorsichtig gemacht worden waren, brauchten alle nöthige Maaßregeln, um nicht ertappt zu werden. Sie wanderten nur bei Nacht und hielten sich immer etwas entfernt von ihrem Flüchtling. Bei Tage versteckten sie ihn entweder in eine dunkle

Höhle oder ins Korn, welches viel höher wächst, als das europäische. Sie selbst aber gingen allemal in das nächste Adouar oder Dorf, gaben allda immer einige erhebliche Ursachen ihrer Reise vor, versahen sich mit frischen Eßwaaren und erkundigten sich dabei sehr genau, wie man den flüchtigen Sclaven nachstellte und was man deshalb für Anstalten dazu träfe.

In der dritten Nacht passirten sie den Fluß Louet Chebou, dessen Strom so reißend war, daß Robins ohne seine Führer gewiß nicht darüber gekommen wäre. Den folgenden Tag mußte er am Ufer dieses Flußes in einem Gebüsche zubringen, stand aber Todesangst aus, als er nicht weit von sich Mohren arbeiten hörte. In dem fezzischen Gebiete standen sie manche Gefahr wegen einiger Mohren aus, die um die Jahrszeit wegen der großen Hitze bloß bei Nacht reisten und ihnen dann und wann begegneten. Doch entkam Robins allen diesen Schrecknissen durch Hülfe seiner Mohrenkleidung und der arabischen Sprache, die er sehr gut redete. Sie stiessen auch auf drei Metadores, welche Pferde mit Eisen beladen nach Fez trieben und diese beiden Führer kannten. Einer von ihnen schlug sich zu unsern zweien und ließ die beiden andern immer mit ihren Pferden forttraben. Sie nahmen zusammen den Weg nach dem Gebirge Rifle, um in die spanischen Städte Albuzema oder Melilla zu kommen. Robins

stand bei diesem zehntägigen Marsch übers Gebirge außerordentlich viel aus. Die Dornen und Brombeersträuche hatten seine Füße dermaßen aufgeritzt, daß sie ganz roth und geschwollen waren und er kaum gehen konnte, überdies mußte er auch wegen Abnahme der Victualien großen Hunger ausstehen, welches bei dem Mohren der Fall nicht war, weil diese überhaupt Strapazen besser als die Christen aushalten können. Die Metadores machten sich aus allen diesen Fatiguen nicht viel, ihre Haut war sehr hart, daher sie nach dem Ritzen der Dornsträucher nicht viel fragten, auch behalfen sie sich den ganzen Tag über mit einer Hand voll Gerstenmehl, das sie in die Hand schütteten und es mit Wasser herumrührten.

Endlich kamen sie in ein Dorf unter dem Gebiete von Albuzema, wo einer der Metadores wohnte und auch daselbst blieb. Hier erfuhren sie, der Alcaide Gazi habe dem Gouverneur dieses Landes geschrieben, daß vier kaiserliche Sclaven mit vier Mauleseln und vierhundert Pfund Gold entflohen wären, er sollte daher bei Verlust seines Kopfes genau alles bewachen lassen, damit sie ja nicht durchschlüpften. Die Metadores, denen ein solcher Diebstahl unwahrscheinlich vorkam, vermutheten, daß dieser Befehl auf den von ihnen entführten Sclaven abzielte, daher sie ihn sorgfältiger noch als bisher versteckten. Sie verbargen ihn in eine eine Strecke

von dem Dorfe entfernte sehr tiefe Kluft, die rechts und links verschiedne Ausgänge hatte; in derselben mußte er sechs Tage lang sich aufhalten, während der Zeit er von ihnen mit Wasser, Brodt und Honig gespeiset wurde. Robins aber wurde endlich dieses elenden Aufenthalts, wo ihn das Ungeziefer plagte und die wilden Thiere beständiges Schrecken einjagten, dergestalt überdrüßig, daß er zu seinen Führern sagte, er wolle, es gehe wie es gehe, aus dieser Höhle, und lieber sich in die größte Gefahr begeben, als länger in einem solchen Zustande, der gräßlicher als der Tod selbst sey, bleiben.

Sie gewährten ihm daher, aus Furcht, daß er weggehen, gefangen werden und sie verrathen könnte, sie auch noch überdies dadurch ihren Lohn einbüssen würden, diese Bitte, und nahmen mit ihm den Weg nach Melilla, weil ihnen der nach Albuzema, wo nach des Alcaide Gazi Befehl alle Wachen verdoppelt waren, zu gefährlich schien.

Unser Wanderer, den der Aufenthalt in der Bergkluft vollends ganz entkräftet hatte, konnte kaum auf den Füßen stehen, es fehlte ihm an Athem, und kam ihm vor, als wenn der Boden unter seinen Füßen wiche. Seine Führer aber machten ihm wieder Muth, versicherten ihm, daß er nur einen kurzen Weg noch zu gehen habe, und wiesen ihm beim Sternenlichte die Thürme von Melilla. Dessen un-

geachtet mußten sie sich doch vor dem Mohrenlager, welches die Seeküste bewachte, und nur anderthalb Stunden von der Stadt lag, sehr in Acht nehmen. Weil sie nun das Land Fuß für Fuß und die Situation des Lagers genau kannten, kletterten sie mit Robins auf einen hohen Felsen, Rostro Gordo genannt, und krochen von demselben auf Händen und Füßen nach dem Meere zu herunter. Sodann schlichen sie längst dem Strand hin, theils über Felsen, theils am Wasser, bis sie endlich eine kleine Sandbank antrafen, auf welcher sich Robins verstecken mußte und von den Metadores mit ihren eignen Kleidern bedeckt wurde. Diese schwammen hierauf auf Melilla zu, gaben das verabredete Zeichen und wurden zu dem Gouverneur in die Vestung gebracht, der sogleich zu Abholung des Robins ein Boot mit zehn bewaffneten Soldaten ausschickte.

Das Boot kam nicht gleich an den Ort, wo er versteckt war, hinzugerudert, deswegen einer von den Führern einen Laut mit einer Pfeife gab. Dieses Signal hörte zwar Robins, wagte aber doch nicht, aus Furcht von der nicht weit befindlichen mohrischen Wache entdeckt zu werden, darauf zu antworten. Einen Augenblick darauf hörte er sich bei seinem Namen rufen, daher er in der größten Freude alsobald nach dem Orte zulief, wo der Schall herkam. Hier sprang er sogleich in das vorgefundene Boot, und kam den 2. Juli, gerade an dem nemli-

chen Tage, wo er in die Sclaverei gerathen war, glücklich in Melilla an. Er blieb daselbst zwölf Tage, um sich theils von dem ausgestandenen Ungemach zu erholen, theils auf eine gute Gelegenheit zu Schiffe zu kommen, zu warten. Der Gouverneur wollte ihn auch gern so lange dabehalten, als bis das bedungne Geld für seine Freiheit herbeigeschafft worden wäre, weil er für dasselbe stehen muß. Doch die Metadores sagten, man könne ihn immerhin zu Schiffe gehen lassen, einer von ihnen würde ihn begleiten, und im Fall sie von dem Gouverneur das Geld nicht ausgezahlt bekommen sollten, würden sie es von uns in Cadix schon selbst erhalten, so sehr verließen sich diese Leute auf das ihnen von uns gegebene Wort, kraft dessen wir uns anheischig gemacht hatten, alle nach Malaga oder Cadix gelieferte französische Sclaven richtig auszulösen. Sie kamen auch in Malaga wohlbehalten an und der Metador erhielt für den Robins hundert und zwanzig Ducaten, die ihn so muthig machten, daß er noch mehr französische Sclaven glücklich durchzubringen versprach und sehr vergnügt nach Melilla zurückkehrte. Nachdem der glücklich Gerettete von dem französischen Consul einen Paß genommen hatte, reiste er nach Cadix, fand daselbst ein segelfertiges Schiff nach Havre de Grace, begab sich darauf und kam mit demselben wohlbehalten in dem Hafen an, von dem er, wie er von den Seeräubern gefangen worden war, ehemals ausgereiset war.

Ich komme nunmehr zum Beschluß dieser Reise, und will nur noch den Lesern erzählen, wie unsre dritte und letzte Sclavenlösung abgelaufen ist. St. Pillet, der, wie ich schon oben gesagt habe, uns unglücklicherweise mit den Alcaides Benache und Andalous in Verbindung gebracht hatte, ließ sich dennoch durch den schlechten Erfolg unsrer letzten Audienz nicht abschrecken. Er kehrte daher wieder nach Miquenez den 6. Oct. 1705 zurück, berichtete uns aber bald, daß er auch wieder nichts ausrichten können. Wir beschlossen deshalb mit diesen falschen und habsüchtigen Ministern gar nichts mehr zu thun zu haben, sondern es vielmehr mit dem Alcaide Haly, Ben Abdallah, Statthalter von Mauritania-Tingitania, der die Belagerung von Ceuta commandirte, zu versuchen, weil wir von demselben gehört hatten, daß er bei dem Kaiser in großer Gnade stände und bei ihm viel durchzusetzen vermöge.

Der Alcaide Haly ist ein alter Minister, fast eben so alt und so erfahren wie Muley Ismael, bei dem er mehr als alle andre Alcaides zusammen gilt. Er kennt seinen Character sehr genau und weiß die besten Anschläge zu geben, wie man bei ihm etwas erlangen kann. Wenn er in Miquenez vor ihm erscheint, so geschieht es auf keine sclavische, kriechende Art, er ziehet nicht wie andre die Schuh aus, fällt auch nicht mit dem Gesichte platt auf die Erde, sondern bezeugt seine Ehrerbietung als ein ernsthafter

Mann, rühmt aber seine Macht und Siege in den pralerischsten Ausdrücken. Er allein hat die Ehre neben dem Kaiser mit dem Spieß in der Hand zu reiten, spricht auch mit ihm in einem sehr vertraulichen Tone und soll ihm oft Dinge unters Gesicht sagen, die einem andern das Leben kosten würden. Der Kaiser soll ihm auch nichts abschlagen, und er steht bei ihm in solcher Achtung, daß, da er alle, die zu ihm kommen, wie verächtliche Sclaven behandelt, er, wenn Haly nach Miquenez kommt, ihm dreißig bis vierzig Trommeln, eben so viel Schallmeien, ein Pferd aus seinem Marstall nebst Spieß und Säbel eine Meile weit entgegenschickt und gleichsam im Triumph mitten unter seinen Staats- und Kriegsoffizieren empfängt, welche letztere aber dieser Alcaide aus Stolz kaum eines Anblicks würdiget und von ihrer niederträchtigen sclavischen Benehmung in den verächtlichsten Ausdrücken spricht.

Aus Geiz erzeigt er den Ausländern einige Gefälligkeiten, beträgt sich doch aber sehr stolz dabei, er steht kaum so lange still, um ein Gesuch anzuhören, antwortet sehr kurz darauf und überläßt das Uebrige seinem Secretair. Wenn er aber das Gesuch mit Bedachtsamkeit anhört, so rühmt er sein Ansehen bei dem Kaiser, entschuldigt dessen sonderbare Verfahrungsart und Grausamkeit, mit seinem Charakter, vermöge dessen er sich jeden Augenblick anders besinne, im Grunde wäre er aber doch gütig und leutselig.

Es ist aber kein Wunder, daß er bei Muley Ismael in großer Gnade steht, denn außer seiner vieljährigen bewährten Treue, die bei dem Kaiser in großen Anschlag kommt, versteht er sich auf die Benutzung dessen schwacher Seiten meisterhaft. Er macht ihm alle Jahre die Aufwartung und begleitet dieselbe allezeit mit kostbaren Geschenken, welche gemeiniglich in drei bis vierhundert Mauleseln und Kameelen, vierzig bis funfzig Centner Silber und in theuern europäischen Waaren bestehen.

Um an diesen wichtigen Mann zu kommen, schrieben wir an den Herrn Honore Meuve, einen französischen Kaufmann zu Tatuna, und baten ihn, den Alcaide Haly auf unsre Seite zu bringen und einen von uns in spanischer Sprache abgefaßten Brief zu übergeben. Dieser war sogleich bereitwillig dazu, verfügte sich ungesäumt nach Tanger, wo Haly residirte, und überreichte ihm unser Schreiben. Dieser nahm es mit desto größerm Vergnügen an, weil er dadurch seinen zwei geschwornen Feinden, den Benache und Andalous, durch welche die Sache anfangs gegangen war, einen Rang abzulaufen glaubte. Er ergriff in solcher Freude unsern Brief, drückte ihn an seine Stirn und lobte Gott und den Propheten Mahomet, der ihm hierdurch Gelegenheit gäbe, den getreuen Beschützer des Glaubens, Muley Ismael, zu grüßen, sagte hierauf zu St. Meuve, wir würden sehen, wie viel er bei dem Kaiser vermöge

und welch einen großen Unterschied derselbe unter seinen Ministern zu machen wisse.

St. Meuve benachrichtigte uns hierauf von allen diesen Vorfällen, überschickte uns auch des Haly Antwort vom 29. Robetan im 1118 Jahre der Hegira oder den 20. August 1706 datirt, welche in verschiednen Complimenten und Dienstanbietungen bestand, und worin wir von ihm beschieden wurden, daß wir eilends nach Tanger kommen sollten, weil jetzt die rechte Gelegenheit zur Sclavenranzionirung da wäre, denn er ginge ohnedies jetzt mit sehr ansehnlichen Geschenken nach Miquenez, versehe sich einer guten Audienz und könne daher unfehlbar denen die besten Dienste leisten, die solche durch ihn suchen wollten.

Wir fanden nun nichts rathsamer, als daß wir hierauf in größter Eil eine Antwort durch den Schiffer Jourdan nach Tanger schickten. Wie dieser aber allda ankam und die Sache schon zu unserm Vortheile beendigt glaubte, erfuhr er, daß die Reise nach Miquenez, aus Mangel einiger in England von Haly erkaufter Tücher, die mit zu den Geschenken gehört hätten, aufgeschoben worden wäre. Die Engländer hatten sie nemlich nicht verabfolgen lassen, weil sie wegen eines von den Seeräubern genommenen Schiffes und der zu Sclaven gemachten Mannschaft Repressalien gebrauchen wollten. Muley Is-

mael hatte dies erfahren und war hierüber so ergrimmt, daß er alle diese fünf und funfzig Mann mit Ketten belegen ließ, vorher aber zehn der jüngsten aussuchte und sie zur Annahme des mahometanischen Glaubens zwingen wollte. Diese Unschuldigen wurden, da sie sich nicht dazu verstehen wollten, grausam gequält, zwei davon wurden den Löwen vorgeworfen, zwei mit den Füßen über das Loch eines Kalkofens aufgehängt und die andern zu Tode geprügelt.

Weil der Alcaide Haly durch diesen Vorfall seine Geschenke nicht zusammengebracht hatte, wagte ers nicht vor dem Kaiser zu erscheinen, schickte daher ein Entschuldigungsschreiben an denselben, worin er die Nothwendigkeit seiner Person bei der Belagerung von Ceuta vorschützte, indem die Belagerten täglich Ausfälle thaten und in seiner Abwesenheit der Belagerungsarmee großen Schaden zufügen würden. Seine Feinde am Hofe machten sich aber seine Zögerung und des Kaisers Mißvergnügen über das Aussenbleiben der gewöhnlichen Geschenke zunutze und suchten alles hervor um ihn bei demselben anzuschwärzen. Sie gaben dem Muley Ismael zu verstehen, daß die Verzögerung der Einnahme von Ceuta bloß einem geheimen Einverständniß des Alcaide Haly mit den Spaniern zuzuschreiben wäre, denn dieser sorge mehr für seinen eignen als des Kaisers Nutzen und sammle durch sein gutes Vernehmen mit

den Engländern und andern Nationen, dem kaiserlichen Ansehen zum Nachtheile, unsägliche Schätze.

Diese seine Widersacher bewirkten doch so viel, daß sein Ansehen am Hofe sehr zu sinken anfing, allein der schlaue Alcaide wußte sich in kurzem wieder geltend zu machen. Bei des Kaisers erdichteter Krankheit, die, wie ich schon oben bei Gelegenheit von Muley Zidans Empörung gegen seinen Vater erwähnt habe, betrug er sich als des Kaisers treuester Diener. Denn als er hörte, daß das ganze Reich wegen des Muley Zidans Aufstand und über das ausgesprengte Gerücht von des Kaisers Tod voll Verwirrung und Bewegung war, verbot er bei Lebensstrafe im Lager nichts davon zu erwähnen, schlug auch etlichen die Köpfe ab, die diesem Verbote entgegen gehandelt haben sollten. Wie er aber des Kaisers Genesung erfuhr, traf er die besten Anstalten an den Hof zu reisen und sich mit den theuersten Geschenken zu versehen, zu welchem Endzweck er sich von Gibraltar mit schweren Kosten die bisher fehlenden feinen englischen Tücher kommen ließ.

Hierauf brach er auch mit einem Gefolge von zwölfhundert Pferden, Mauleseln und Kameelen auf und nahm zweihundert und vierzig Stück englische Tücher, zweihundert Centner Silber, dreitausend zweihundert gläserne Lampen für die Mosqueen und über zweihundert Christensclaven zu Geschenken mit.

Allein der Kaiser sagte bei der Audienz zu ihm: Du spottest meiner mit deinen Geschenken, die nicht werth sind vor meine Augen zu kommen! Packe dich! ich mag sie nicht! Bald darauf besann er sich aber anders, nahm alles an, ließ es nach dem Alcassava bringen und sagte zu dem ganz beschämten Alcaide: Nun, nun, du bist doch willkommen. Sobald aber die Präsente fortgebracht worden waren, ließ er sich den ganzen Tag nicht sehen, welches ein Zeichen seines Unwillens war. Doch als Haly über diesen seltsamen Empfang noch ganz bestürzt war, schickte ihm der Kaiser eine Schüssel mit jungen Hühnern zur Abendmahlzeit, ließ ihn seiner Freundschaft versichern und ein Pferd aus seinem Marstall nebst einem Haique oder einem aufgebundenen Gewand von aschgrauem Tuche zum Beweis derselben anbieten. Durch diese Beweise von der kaiserlichen Gnade wurde Haly ganz von neuem belebt, bat um Audienz und erhielt sie auch.

Allein mit der Sclavenranzionirung konnte er doch bei dem Kaiser nicht zu dem erwünschten Endzweck kommen, weil dieser immer noch etwas kaltsinnig gegen ihn war. Die Ursache davon war, weil er von dem Alcaide weit kostbarere Geschenke erwartet hatte, da dieser in zwei Jahren nicht bei Hofe gewesen war und weil er auch dem einseitigen Berichte von Halys Feinden Glauben beimaß, nach

welchem der Alcaide durch seinen Handel mit den Engländern viele Millionen gewonnen haben sollte. Dieser hielt sich daher nicht lange in Miquenez mehr auf, sondern kehrte mißvergnügt wieder zurück; es dauerte aber nicht lange, so ging er mit sieben und funfzig Sclaven und weit kostbareren Geschenken wieder an den Hof, kam hierdurch wieder in die vorige Gnade, und erhielt alles, was er gesucht hatte, bewilligt.

Kurz darauf schrieb er uns durch den Herrn de la Magdalaine, welcher damals in Tanger, eigentlich aber Consul in Salee war, daß wir zwei und zwanzig französische Sclaven bekommen sollten, wenn wir außer den gewöhnlichen Präsenten für jeden dreihundert Thaler Species und überhaupt noch zwei und zwanzig Mohren von den französischen Galeeren geben wollten. Dieses wurde denn von dem Hofe zu Versailles bewilligt und wir bekamen von dem Minister de Pontchartrain schleunigen Befehl zwei und zwanzig Mohren von den Galeeren zu nehmen und mit denselben sogleich nach Ceuta zu segeln. Wir befolgten diesen Befehl so geschwind als möglich, und kamen den 13. Februar 1713 in Cadix an, schifften uns allda ein und kamen mit unsern Mohren den 27. März glücklich in Ceuta an. Der Commandant und die Offiziere der Besatzung empfingen uns mit den wärmsten Freundschaftsbezeigungen und liessen unsre Mohren an einem sichern Orte verwahren.

Ceuta ist eine Halbinsel, liegt am Munde der Straße gegen Gibraltar über, und ist der wichtigste Platz, den die Spanier noch auf der africanischen Küste haben. Die Vestung, welche jetzt von den Mohren bei dem engen Erdstrich belagert wird, hat eine bloße Mauer mit zwei Bollwerken nach alter Manier und ist noch durch einige andre Befestigungen, die doch sehr irregulär sind, gedeckt. Ein Theil des Walles, in den die See doch leicht geleitet werden könnte, ist trocken, der übrige voll Schlamm. Die Contrescarpe und was das übrige Erdreich betrifft, daß die Belagerten noch außerhalb der Vestung übrig haben, ist aber alles unterminirt, daher sich die Mohren sehr dafür fürchten, weil einige von ihnen, die sich zu nahe hergewagt haben, verschiedne male in die Luft geflogen sind. Einst wurde, wie man uns erzählte, einer von ihnen, ein Kerl von Riesengröße durch eine solche Mine über die Vestung in die Luft geworfen, fiel mit dem Säbel in der Hand mitten in der Stadt nieder und lebte noch drei Tage. Sobald die Belagerer eine Batterie aufpflanzen, wird sie auch von den Spaniern, welche weit besseres Geschütz haben, augenblicklich demontirt. Unter andern schießen sie mit einem Geschütz, la Francesia genannt, (weil es Franz der Erste Kaiser Karl dem Fünften geschenkt) von vier und sechszig Pfund und führen es öfters von einem Ort zum andern, damit die Mohren sich darnach nicht richten können. Gemeiniglich wird von den Mohren Frei-

tags als ihrem Sabbath am stärksten geschossen, weil die Juden zu diesem Tage alles Pulver unentgeltlich hergeben müssen. Die Vestung wird eigentlich blokirt, aber nicht belagert, denn es scheint dem Haly kein Ernst zu seyn dieselbe zu erobern, sondern er sucht vielmehr bloß die Besatzung zu verhindern, keine Ausfälle zu thun und dadurch das Vieh wegzutreiben, oder was noch wahrscheinlicher ist, um bloß einen Vorwand zu haben, an der Seeküste zu bleiben und seinen Handel mit den Ausländern fortsetzen zu können.

Alles zu Ceuta gehörige Land hat etwa einen Umfang von zwei französischen Meilen. Die Stadt ist mehr von Steinen als von Bomben ruinirt. Die Hauptkirche kann nicht mehr gebraucht werden, daher die Domherren den Gottesdienst in einer Capelle St. Maria von Africa verrichten; in ersterer ist ein spanisches Regiment einquartirt. Der Gouverneur und die vornehmsten Einwohner wohnen in einer solchen Entfernung, daß die Bomben ihre Häuser nicht erreichen können. Das übrige Erdreich ist theils von sehr steilen Felsen, theils von einer mit vier oder fünf kleinen Schanzen versehenen Mauer durchschnitten. Unter den gegen Spanien liegenden Felsen erblickt man ein altes Mohrenkastell, von dem sie auf die christlichen Schiffe Acht geben. Die Besatzung besteht aus fünf bis sechstausend Mann und wird seit einigen Jahren von dem Don Chacon, Gouver-

neur der Vestung, mit vieler Tapferkeit und Vorsicht angeführt. Die Einwohner werden mit der Garnison von Jugend an exercirt und die Kinder vertreiben sich mit den Schießgewehren die meiste Zeit, machen sich auch nichts daraus, wenn manchmal ein ganzer Regen von Steinen um sie herfällt, und spotten nur die Mohren aus.

Die Sclavenauswechslung geschahe den 27. April 1712 zwei Stunden von der Vestung, nicht weit von dem mohrischen Lager. Wir lieferten die Mohren nebst den Ranzionsgeldern und Präsenten aus und kamen mit unsern zwanzig französischen Sclaven Abends um fünf Uhr unter allgemeinem Frohlocken in der Stadt an.

Den 19. Mai begaben wir uns nebst unsern Erlöseten, die ein großes Verlangen nach ihrer Heimath trugen, zu Schiffe, berührten das Eiland Parsley, zwei deutsche Meilen von Ceuta, brachten den 20. Mai in Tarifa zu und kamen den 21. in Cadix an. Nach einem Aufenthalte von drei Monaten reisten wir den 5. September aus Cadix ab und sahen bei der Durchfahrt durch die Straße bei Gibraltar das Feuer von etlichen Bomben, die die Mohren nach Ceuta geworfen haben mochten. Wegen contrairen Windes mußten wir unterwegs in Alicante einlaufen, hier traf mich aber ein unglücklicher Zufall auf unserm Schiffe, der die weitere Fortsetzung

meiner Reise verhinderte und mich acht Wochen lang daselbst aufzuhalten zwang. Ich kam nemlich bei der Abfeuerung eines Stücks gerade unter dasselbe, daher mir dessen Pflock den Backen zerschlug und mich gefährlich an der Achsel verwundete. Bei diesem widrigen Zufall gerieth ich noch zum Glück in die Hände eines geschickten Wundarztes, le Duc von la Fleche genannt, dem ich nächst Gott mein Leben zu verdanken habe. Pater Nolasque setzte die Reise fort und kam den 20. October mit den erlösten Sclaven glücklich in Marseille an.

Inhalt der Kapitel.

Erstes Kapitel.

Vergeblich gemachte Versuche, französische Sclaven aus der maroccanischen Sclaverei zu erlösen, Pater Felix reiset deshalb nach Marocco, sein Führer aber wird hingerichtet und er selbst ins Gefängniß geworfen. Ursache, warum die Sclavenranzionirung in Marocco schwer hält; Abreise des Verfassers, derselbe gehet zu Lande durch Spanien nach Cadix, das Schiff, auf welchem er befindlich, wird von den Seeräubern verfolgt, entkommt ihnen aber glücklich und landet in Salee. Audienz bei dem dortigen Gouverneur; Anekdote von einem portugiesischen Sclaven, der seines Glaubens halber lebendig verbrannt worden. Abreise nach Miquenez, Beschreibung des Landes und der Einwohner, die Gesandtschaft wird in den arabischen Dörfern gastfrei aufgenommen, Aberglaube der Araber wegen der Christen; Ankunft und Einzug in Miquenez; Ansicht des kaiserlichen Pallastes und der Stadt, nebst der Beschreibung des Innern derselben. Schilderung der kaiserlichen Minister, von denen der Verfasser bewillkommt wird. Character des Juden Maimotan, welcher einer der vorzüglichsten ist, und barbarische Hinrichtung seines Vaters, ein andrer Günstling, Alcaide Benache, wird von einem Sohne des Kaisers, um seine Reichthümer zu entdecken, barbarisch gepeiniget. Audienz bei dem Kaiser; Geschenke, die derselbe erhält, und deren Wirkung. Sonderbare List, durch welche zwei Scla-

ven ihre Freilassung bewirken; schlechter Character der Minister; Abreise des Verfassers mit den ranzionirten Sclaven, welche beinahe im Sturme untergehen. Seite 5

Zweites Kapitel.

Muley Ismaels Herkunft, sein anfängliches Privatleben, sein äußerliches Ansehen, sonderbare Naturtalente, Character, dessen barbarische Behandlung der Unterthanen, Furcht derselben vor ihm, sein schmutziger Geiz und Anekdoten hiervon. Alcaides scharfe und blutige Polizei, Gelderpressungen, sonderbares Verfahren gegen die Juden, um Geld von ihnen zu erhalten, Beispiele von Muleys Geistesgegenwart und Verschlagenheit in den mißlichsten Umständen, dessen Scheinheiligkeit und deren Bewegungsgründe, Anekdoten von seinem blutdürstigen Character, dessen Serail, grausame Mißhandlungen seiner Weiber, dessen Favoritinnen und Familie, schlechte Erziehung seiner Söhne und deren nachtheilige Folgen. Sein Marstall, grausame Bestrafung der Pferdewärter, sein Thiergarten, Kampf der Sclaven mit den reißenden Thieren, Erzählung einer sonderbaren List, durch welche ein Christensclave der augenscheinlichen Todesgefahr im Kampf mit einer Löwin entgangen ist, Lebensgefahr, in die der Kaiser einst selbst mit einer Löwin gerathen, lächerliche Todesstrafe einer Katze. S. 33

Drittes Kapitel.

Geschichte Muley Mahomets, Sohns des Muley Ismael. Dessen Geburt und Erziehung. Hinrichtung seiner Mutter, wird zum Sherif von Tafilet ernannt und geräth daselbst mit einem seiner Brüder in große Uneinigkeiten; deren traurige Folgen. Wird gefangen nach Miquenez geschafft, von dem Kaiser aber begnadigt und zum Statthalter von Taradunte ernannt, allwo er sich aber wider denselben empört. Ali Bouchafre, ein kaiserlicher General, wird

wegen begangener Verrätherei auf sein Geheiß niedergehauen, seine Armee aber durch des Alcaide Malai Treulosigkeit dem Kaiser überliefert. Schreckliche Hinrichtung des Alcaide Malai zu Miquenez, und grausamer Tod, mit dem Muley Mahomets Anhänger belegt werden. Endlich wird er selbst durch Verrätherei gefangen genommen und dem Kaiser überliefert. Abscheuliche Strafe, die sein Vater an ihm ausübt, und dessen Tod. S. 58

Viertes Kapitel.

Geschichte des Erbprinzen Muley Zidan; Beispiele von seinem blutdürstigen Character schon in der frühesten Jugend, und Anekdoten von einigen an Mohren und Christensclaven verübten Grausamkeiten. Er nothzüchtiget zwei arabische Mädchen und ermordet sie, einige seiner Weiber läßt er in Stücken hauen und den Hunden vorwerfen. Soll von seinem Vater abgeschickt werden, um seinen rebellischen Bruder zu bekriegen, geräth aber, weil er aus Feigheit sich dessen weigert, mit demselben in bittre Streitigkeiten, wird aber doch gezwungen mit der Armee nach Marocco abzugehen, nimmt diese Stadt ein und verübt daselbst ein entsetzliches Blutbad. Folgen seiner Grausamkeiten, schmerzlicher Tod, mit dem er einen Christensclaven aus Verdacht seiner verheimlichten Reichthümer belegen läßt. Seine Macht vermehrt sich und er empört sich wider seinen Vater. Ränke und List, die derselbe gebraucht, um sich seines Sohnes zu bemächtigen, und wie geschickt Zidan denselben auszuweichen gewußt. Derselbe wird endlich auf Veranlassung seines Vaters von seinen Beischläferinnen im Schlafe mit Betten erstickt. Gräßlicher Tod, mit welchem diese dafür von Zidans Mutter belegt werden. Ehre, die seinem Leichname von Muley Ismael widerfährt, und Anekdote von seiner Habsucht, nebst den gebrauchten Kniffen dieselbe zu befriedigen. S. 80

Fünftes Kapitel.

Hoffnungen, die dem Verfasser durch einen französischen Kaufmann zur Sclavenerlösung gemacht werden. Die Talbes von Fez schicken einige aus ihren Mitteln an den Kaiser, die ihm seine schlechte Regierung vorwerfen und ihm zu einer bessern anrathen; Streit, den er dieserhalb mit ihnen gehabt, und die an denselben genommene barbarische Rache. Reise nach Miquenez; Schilderung des Alcaide Gazi, eines kaiserlichen Ministers; Audienz bei dem Kaiser; sonderbarer Vorfall, der sich mit einem Missionair bei Muley Ismael zugetragen. Der Verfasser muß sich unverrichteter Sache von dem Kaiser entfernen und Ursache dieses unglücklichen Zufalls; strenger Befehl, der Busnot abzureisen nöthiget; unglücklicher Vorfall, der ihm und seinen Gefährdten unterwegens in einem Dorfe begegnet. Die Gesellschaft wird um Mitternacht von Räubern angefallen, die aber glücklich verjagt werden; fernere Begebenheiten auf der Reise; der Verfasser kommt endlich wohlbehalten in Salee an. Trauriges Schicksal zweier französischer Familien in dem maroccanischen Reiche; ein Mitglied derselben wird lebendig verbrannt. Entsetzliche Bestrafung der kaiserlichen Leibwache wegen eines Versehens; Anekdoten von den mohrischen Heiligen, deren Betrügereien und ärgerlichen Lebenswandel; einem besoffenen Mohren wird das Gehirn entzweigeschlagen; Zufall, durch welchen noch neun Sclaven von dem Kaiser freigegeben werden; Rückreise des Verfassers nach Cadix. S. 96

Sechstes Kapitel.

Elender Zustand der Christensclaven in dem maroccanischen Reiche; werden zu den mühseligsten und härtesten Arbeiten bei den kaiserlichen Gebäuden angestrengt; Gefahr, die diejenigen auszustehen haben, welche bei den Kalköfen angestellt sind. Barbarische Strafen, mit denen sie von

dem Kaiser belegt werden; Jean Gueret und Odievre werden von ihm von einer Mauer herabgeschossen, Martin Sally mit Spießen durchstochen und dem Jean Davis das Ohr herunter gehauen. Beständige Lebensgefahr, in der sich die Alcaides aus den Provinzen am Hofe zu Miquenez befinden; grausame Niedermetzlung einiger Mohren und Renegaten im Jahre 1696; Lebensgefahr, in die hierbei zwei französische Sclaven gerathen. Zwei andre bekommen, weil sie von ihrer Arbeit ausgeruhet, fünfhundert Stockschläge; ein spanischer Sclave wird von Muley Ismael zwanzigmal mit einem Spieß durchstochen. Beispiele von der sonderbaren Bekehrungsmethode des Kaisers und seiner unbändigen Mordlust; unmenschliche Anstrengung der Sclaven zur Arbeit; Blutbad, welches der Kaiser unter den Sclavenaufsehern angerichtet; Franz de Tuissy wird von demselben das Gehirn entzweigeschlagen; schlechte Kost, die die Sclaven bekommen; zwei seltne Beispiele von des Kaisers den Sclaven erwiesener Gnade. Harte Behandlung von hundert und zwanzig französischen Sclaven; Schilderung der Sclavengefängnisse zu Miquenez; Exempel von barbarischen Grausamkeiten, die der Kaiser zu seinem Vergnügen an einigen Sclaven ausgeübt hat; dem d'Esprit d'Andre wird das heimliche Gemächte mittelst einer Schnur aus dem Leibe gerissen und derselbe einige Jahre darauf den Hunden vorgeworfen und von ihnen gefressen; andre unmenschliche Strafen, mit denen die Sclaven belegt werden. S. 119

Siebentes Kapitel.

Schilderung der mohrischen Metadores und ihrer List, mit welcher sie den Sclaven zu ihrer Freiheit behülflich sind. Gefährliche und beschwerliche Wege, die die Sclaven bei ihrer Flucht nehmen müssen. Merkwürdige Erzählung der sonderbaren und abentheuerlichen Flucht einiger französischer Sclaven und deren unglücklicher Ausgang; wunder-

bare Rettung von der ihnen zuerkannten grausamen Todesstrafe. S. 139

Achtes Kapitel.

Schreckliche Strafen, mit denen der Kaiser einige Metadores belegen läßt; Gabriel Robins glückliche Flucht aus der maroccanischen Sclaverei; letzte Reise des Verfassers nach Salee und deren erwünschter Erfolg; Schilderung des Alcaide Haly, eines Günstlings des Muley Ismaels, und seines habsüchtigen und blutdürstigen Characters, nebst dahin einschlagenden Anekdoten. Abreise von Salee und glückliche Ankunft in Cadix. Unglücksfall, der den Verfasser an seine Reise nach Frankreich verhindert hat. S. 159

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Busnot, Gregoir

Gregoir Busnots und John Windu's Erzählungen ihrer Reisen in die Barbarei

Bd.: Erster Theil

Leipzig 1798

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.356(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449614-3
VD18 90516540-001